Akad. Lesehalle Heidelberg

Universitäts-Bibliothek Heidelberg

Die Wehrmacht

HERAUSGEGEBEN VOM REICHSKRIEGSMINISTERIUM

1. JAHRGANG
Nr. 5
BERLIN
8. JAN. 1937

EINZELPREIS
25 Rpf.
und Bestellgeld
ERSCHEINT
2 MAL MONATL.

Foto: Presse-Illustrationen Hoffmann

DASSEL

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0156

gefördert durch
Baden-Württemberg

Der deutschen Wehrmacht zum Geleit 1937

Berlin, den 31. Dezember 1936.

S o l d a t e n !

Ein bedeutungsvolles Jahr deutscher Wehrgeschichte hat geendet. Seit dem 7. März 1936 stehen unsere Regimenter wieder am Rhein. Die Einführung der zweijährigen Dienstzeit aber festigt das Gefüge der Wehrmacht und stärkt dadurch die Sicherheit des Reiches.

Ich danke Euch für Eure treue Pflichterfüllung. Gehorcht auch im neuen Jahr der ewigen Losung:

A l l e s f ü r D e u t s c h l a n d !

Adolf Hitler

An die Wehrmacht.

An die Wehrmacht!

In einmütiger Anspannung aller Kräfte wurde im vergangenen Jahr der Aufbau der Wehrmacht zu Lande, zu Wasser und in der Luft fortgesetzt. Höchster Ansporn war uns dabei die Anerkennung des Führers und das Vertrauen des Volkes.

Auch im neuen Jahre wollen wir den alten Soldatentugenden getreu für unser Deutschland arbeiten.

Berlin, den 31. Dezember 1936.

Der Reichskriegsminister
und Oberbefehlshaber der Wehrmacht

von Blomberg

An das Heer!

Führung und Truppe können mit Stolz auf das vergangene Jahr zurückblicken.

Entschlossener und zielbewusster Ausbau des Heeres kennzeichnen ihre erfolgreiche Arbeit.

Ich bin gewiss, dass auch im neuen Jahr das Heer seine Pflicht in Manneszucht und Treue erfüllen wird.

Berlin, den 31. Dezember 1936.

Der Oberbefehlshaber des Heeres

Frhr. von Fritsch

An die Kriegsmarine!

Rastlos ist im vergangenen Jahr, das uns den 20. Gedenktag der Skagerrak-Schlacht brachte, am Wiederaufbau der Kriegsmarine gearbeitet worden. Stolz erfüllt uns alle ob des Erfolges unserer Arbeit. Unser Streben sei, im neuen Jahr mit gleicher Hingabe und Entschlossenheit die uns vom Führer gestellten Aufgaben zu erfüllen.

Berlin, den 31. Dezember 1936.

Der Oberbefehlshaber
der Kriegsmarine

Raeder

An die Luftwaffe!

Kameraden!

Ich danke Euch für Eure treue, fleissige und erfolgreiche Arbeit im Jahre 1936.

Gemeinsam wollen wir auch im neuen Jahre weiterarbeiten für unseren geliebten Führer, für Ehre und Sicherheit unseres deutschen Volkes.

Berlin, den 31. Dezember 1936.

Göring

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0157

gefördert durch
Baden-Württemberg

Wehrmacht im Volk

von Oberstleutnant FOERTSCH

Ein für Deutschlands Wehrpolitik bedeutungsvolles Jahr liegt hinter uns. Im Frühjahr 1936 wurde die volle Wehrhoheit des Deutschen Reiches durch die Wiederbesetzung des Rheinlandes wiederhergestellt. Im Herbst 1936 mußte die aktive Dienstzeit auf zwei Jahre erhöht werden. Damit ist die ganze Grundlage für Deutschlands Wehrhaftigkeit und Verteidigungsfähigkeit geschaffen. Auf dem Wege der Erstarkung des deutschen Volkes ist 1936 ein gutes Stück zurückgelegt worden. Der äußere Aufbau der Wehrmacht wurde stark gefördert.

Immer wieder gehen in diesen beglückenden Wochen und Monaten die Gedanken zurück zu jener Zeit vor fast 130 Jahren, als Preußen, der Kern Deutschlands, nach tiefem Sturz den Neubau seiner Armee und damit seiner politischen Macht begann. Die Folge der Gedanken und Taten im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts war anders als heute. Aus der militärischen Niederlage von 1806 erfolgte der politische Zusammenbruch. 1918 stand eine ungeschlagene Wehr tief in Feindesland und schützte bis zur letzten Stunde die deutsche Heimat. Der Krieg aber war politisch verloren. 1809 gingen hochherzige Patrioten und kühne, kluge Soldatenköpfe an die Reorganisation der Armee, schufen neue Formen, füllten sie mit neuem Geist und bauten damit einen neuen Staat auf. Noch 1918 waren so weitgreifende soldatische Pläne undurchführbar. Erhalten, was zu erhalten war, blieb damals die erste Pflicht und wurde zum geschichtlichen Verdienst. Der Neuaufbau einer Wehrmacht war nicht früher möglich, ehe nicht die politischen Grundlagen völlig geändert waren. Das konnte erst durch die nationalsozialistische Erhebung geschehen. Der Weg zur Gesundung war somit in beiden schicksalsschweren Zeitabschnitten folgerichtig. Diese Feststellung verkleinert nicht das Streben der politischen Köpfe nach 1806 und schmälert nicht das Verdienst der Führer der Reichswehr nach 1918.

Daß die nationalsozialistische Bewegung ihren Ursprung nahm aus dem Erlebnis des Weltkrieges, daß sie das deutsche Volk erst wieder zu den soldatischen Werten des Lebens zurückführen mußte, ehe sie ihm die militärischen Grundlagen neuer Machtentfaltung schenken konnte, ist eine andere folgerichtige Erscheinung. Und so schließt sich ein Ring um 130 Jahre preußisch-deutscher Geschichte. Was Scharnhorst vorschwebte, wird Adolf Hitler vollenden.

„Die Partei gibt dem Heer das Volk, und das Volk gibt dem Heer die Soldaten, beide gemeinsam aber geben damit dem Deutschen Reiche die Sicherheit der inneren Ruhe und die Kraft zu seiner Behauptung." Diese Führerworte vom Parteitag 1935 enthalten die gleiche große Wahrheit wie jene Sätze des preußischen Heerschöpfers Scharnhorst, in denen er forderte, „den Geist der Armee zu erheben und zu beleben, die Armee und Nation inniger zu vereinigen" und mit denen er feststellte, daß es darauf ankomme, „daß die Nation mit der Regierung aufs innigste vereinigt werde, daß die Regierung gleichsam mit der Nation ein Bündnis schließt, welches Zutrauen und Liebe zur Verfassung erzeugt und ihr eine unabhängige Lage wert macht".

Die innere Wehrpolitik eines Staates ist nur da wirklich gesund, wo diese Faktoren – Volk, Regierung und Wehrmacht – im Sinne der eben wiedergegebenen Worte „aufs innigste vereinigt" sind. Das innere Gefüge einer Wehrmacht ist nur da wirklich gesund, wo die Wehrmacht ein Abbild eines wehrpolitisch richtig geführten und soldatisch denkenden Volkes ist. Denn die Wehrmacht ist ein Teil des Volkes. „Die Wurzeln ihrer Kraft liegen in einer ruhmreichen Vergangenheit, in deutschem Volkstum, deutscher Erde und deutscher Arbeit." So steht es in den „Pflichten des deutschen Soldaten". Und wieder stellt sich ein Wort aus der Zeit, in der auch eine neue Armee geschaffen wurde, neben diesen Satz, der unserer Wehrmacht Hinweis und Mahnung zugleich ist, das Wort Scharnhorsts, daß die Armee „die Vereinigung aller moralischen und physischen Kräfte aller Staatsbürger sein sollte".

Wehrmacht im Volk! Das erscheint als eine Losung, die den kommenden Aufgaben Ziel und Richtung geben soll. Der äußere Aufbau einer Wehrmacht ist ein großes Werk; der innere Ausbau ein noch wichtigeres; die volle Verschmelzung von Wehrmacht und Volk aber ist erst die Vollendung. Die Grundlagen sind alle geschaffen. Der Staatsmann hat sein Werk getan. Der Organisator hat seine Aufgabe gelöst. Nun kommt die Reihe an den Soldaten und Volksgenossen schlechthin. Nun muß die Wechselwirkung vom Ganzen zum Teil, vom Teil zum Ganzen sich festigen und unlösbar werden.

Das sind Forderungen an alle. In der Wehrmacht in erster Linie an den Offizier und Unteroffizier, denn sie sind die Träger der Wehrmacht. Im Volke aber an jeden Volksgenossen, denn das Volk ist die Gesamtheit seiner Glieder.

Die Wehrmacht erfüllt solche Forderung vor allem durch ihre unbedingte und restlose Pflichterfüllung. Dem Streben waren seit 1918 niemals Schranken gesetzt, wohl aber dem Können. Diese Schranken sind gefallen. Die Auswirkung der Leistung ist unbegrenzt. Sie fußt auf bester Führerauswahl. Die organisatorischen Grundlagen dafür sind vorhanden; auf ihnen richtig zu bauen, d. h. die Besten des Volkes aus allen seinen Schichten zu sich heranzuziehen, muß Ziel eines vorbildlichen Lebens und unablässige Selbstprüfung aller militärischen Führer sein. Denn in ihre Hand ist für zwei volle Jahre das Kostbarste gelegt, was ein Volk zu vergeben hat: seine wehrfähige Jugend. Der Offizier und Unteroffizier, der mit dem ausscheidenden Reservisten nicht die feste Überzeugung von der Lauterkeit seines Strebens, von der Höhe seines Könnens in das Volk hinausschickt, um sie immer wieder aus dem Volke als Grundlage seiner Arbeit zu sich wiederkehren zu sehen, hat irgendwie gefehlt. Der Offizier und Unteroffizier, der nicht immer aufs neue sein eigenes Kriegertum sich schafft, es prüft und erhält, ist kein soldatischer Führer, der nach den Worten des General Reinhardt „das eigene Kriegertum auf andere zu übertragen und ihr Kriegertum zum Handeln zu steigern verstehen" muß. Der Offizier und Unteroffizier, der nicht in jeder Stunde seines schweren Dienstes die Menschenwürde seiner Soldaten vor Augen hat, hat einen wesentlichen Teil nationalsozialistischer Weltanschauung nicht erfaßt. Dazu gehört auch eine volle Wertung der geistigen Kräfte im Menschen, denn mit dem Bizeps allein werden keine Schlachten gewonnen, geschweige denn die Voraussetzungen für kriegerische Erfolge geschaffen. Dazu gehört nicht zuletzt auch das Verständnis für die Lebensvoraussetzungen und Lebensbedingungen aller Volksgenossen, die in ihrem Beruf und nach ihrer Lebensart dem Soldaten fern zu stehen scheinen. Wer sich die Forderung Scharnhorsts zu eigen macht, daß die Wehrmacht die „Vereinigung aller moralischen und physischen Kräfte" des Volkes sein soll, darf keine Scheuklappen tragen.

Wer nehmen will, soll auch geben. Wer Gehorsam und Vertrauen seiner Untergebenen fordert, wer ihre volle Hingabe an den Dienst fordern muß, darf nicht ablassen, an sich selbst die höchsten Anforderungen zu stellen, darf nicht müde werden im Ringen um ihr Verstehen. Dann wird freudige Pflichterfüllung und volle Entfaltung der kriegerischen Tugenden nicht ausbleiben bei denen, die als Wehrpflichtige aus dem ganzen Volk in die Kasernen kommen und gemeinsam mit den Trägern der Wehrmacht, den Offizieren und Unteroffizieren, erst die Wehrmacht selbst bilden.

Dann wird die Wehrmacht als Teil des Volkes von diesem ganzen Volk auch fordern können, was sie fordern muß: Vertrauen und Opfer.

Es ist eine alte Erfahrung, daß der Deutsche zu einer innerlich sauberen und äußerlich festen Wehrmacht aufblickt, ihr vertraut und sie liebt. Das ist in Notzeiten meist stärker hervorgetreten als im ruhigen Ablauf der Dinge. Daß dies Vertrauen, das Verstehen voraussetzt, niemals erschüttert werde, ist der Wunsch des Soldaten zu Beginn eines neuen Jahres. So viel der Soldat dazu tun kann, es zu schaffen und zu erhalten, so wenig kann er es hindern, daß fremde Einflüsse an diesem Bande zerren. Solche Einflüsse abzuwehren, ist nicht allein Sache der politischen Führung, die sich dieser Aufgabe heute voll bewußt ist; es ist Aufgabe jedes einzelnen, der ein großes Gut zu wahren hat.

Ohne Opfer wird Großes, das Bestand haben soll, nie geschaffen. Die Wiedererstarkung der deutschen Wehr fordert von jedem Deutschen Opfer, in irgendeiner Form. Die Erkenntnis von der Notwendigkeit und dem Nutzen solcher Opfer darf nie schwinden. Die Zeiten sind vorbei, wo man im deutschen Parlament von der „Unproduktivität" einer Wehrmacht faseln konnte, und dank der volkserzieherischen Wirkung des Nationalsozialismus weiß heute der Arbeiter so gut wie der Bauer, der Techniker so gut wie der Künstler, der Unternehmer so gut wie der Gelehrte, daß all sein Schaffen, sein Erfolg und sein Leben sinnlos werden kann, wenn keine Wehrmacht diese nationalen Werte und Güter schützt und erhält. Dies Bewußtsein, das die Grundlage des Opfersinns und der Opferfreudigkeit ist, immer und überall zu erhalten, ist nicht minder wichtige Aufgabe jedes einzelnen.

Das ist der Sinn der Losung „Wehrmacht im Volk". An dieser Losung sollen alle sich erkennen, die an der deutschen Front stehen, ob sie den braunen, schwarzen oder erdfarbenen Rock der nationalsozialistischen Bewegung tragen, ob sie ihre Arbeit verrichten im bürgerlichen Kleid oder in der Uniform der deutschen Wehrmacht.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0158
gefördert durch Baden-Württemberg

WINTERÜBUNG im Hochgebirge

von Oberleutnant Raithel G.J.R. 100 Bad Reichenhall

Der Sepp, der Toni, der Hans und der Fritz sind Gefreite der zehnten und die besten Schiläufer und Bergsteiger ihrer Kompanie.

Hinter einem moosbewachsenen Felsblock sitzen sie bei der Rast inmitten ihrer Kompanie-Kameraden. Heute am Morgen sind sie mit dem ganzen Bataillon und einem Teil der Geb.-Inf.-Gesch.-Kompanie vom Standort abgerückt. Fast 4 Stunden waren sie auf dem Marsch, und nun lassen sie sich von der frühen Märzsonne die schweißfeuchten Rücken trocknen. Rechts über ihnen steigen die schroffen Wände des R.-Gebirges aus dem Dunkelgrün des hoch hinaufreichenden Waldes. Links fassen sanfter geneigte Hänge das Tal ein. Sie kennen sich alle sehr gut aus in dieser Gegend, denn der Sepp ist in Berchtesgaden zu Hause, der Toni in Bischofswiesen, der Hans stammt aus der Ramsau und der Fritz ist da geboren, wo er jetzt auch Soldat ist. Von der Kriegslage wissen sie, daß das Regiment mit zwei Bataillonen im Angriff ist und die Absicht hat, den Talausgang nach Süden zu gewinnen. III. Bataillon ist Reserve des Regiments.

Während sie allmählich beginnen, ihre Aufmerksamkeit, die bisher mit Nachdruck der Verpflegungsfrage gewidmet war, auch auf andere Dinge zu lenken, hören sie vom Kompanie-Gefechtsstand her ihre Namen rufen. Da kommt der Kompanie-Truppführer auch schon selbst zu ihrer Gruppe herübergelaufen und sagt, sie sollten sich sofort fertig machen, alles gleich mitnehmen und zum Bataillons-Gefechtsstand vorkommen. In Eile packen sie ihre Rucksäcke, schnallen die Schneereifen auf und das Gewehr dazu, werfen das Gepäck auf den Rücken, schultern Schier und Stöcke und stapfen auf dem ausgetretenen Weg zum Gefechtsstand vor.

Der Bataillonsführer sitzt mit den Kompaniechefs im Gebüsch und gibt einen Befehl aus. Durch ein Zeichen macht sich der Sepp, der Älteste unter ihnen, dem Hauptmann bemerkbar. Da sieht auch der Bataillonsführer auf, unterbricht sich, winkt den Sepp zu sich heran und sagt ihm: „Angriff des Regiments kommt gut vorwärts, jenseits des R.-Gebirges schaut es aber schlecht aus. III. Bataillon gewinnt über den W.-Steig den Gebirgskamm und stößt morgen früh über den S.-Sattel dem Feind in den Rücken. Erkunden Sie mit Ihrem Spähtrupp einen von Süden her nicht einzusehenden Weg zunächst bis zur S.-Alm und stellen Sie fest, ob die Alm feindfrei ist. Meldungen zurück an den Aufstiegsweg."

Der Sepp kriecht aus dem Gebüsch heraus, wo die Kameraden liegen; „pfundig", sagt der Toni, „wir haben schon alles gehört." „Also auf geht's, der Fritz und der Hans gehen hinten nach und markieren den Weg", befiehlt der Sepp. Während sie aufbrechen, hören sie im Gebüsch drin ihren Hauptmann einen Befehl wiederholen: „10. Kompanie Spitzenkompanie Auftrag: . . ." dann sind sie schon außer Hörweite. Zunächst tragen sie ihre Schier noch; denn der Weg, den Sepp wählt, führt dicht unter den Wänden entlang, wo jetzt am Frühnachmittag die Sonne schon nicht mehr hinkommt und der Schnee wieder verharscht ist, wo man auch ohne Schi kaum einbricht, oft mit den Stiefeln einen Tritt sich erst brechen muß.

Rasch gewinnen sie in steiler Stufenleiter an Höhe, wie sie sich umblicken, sehen sie die Spitze in Reihe unten aus dem Walde treten und ihrer Spur folgen. Nach einer Stunde raschen Steigens legt sich das Gelände etwas zurück, trägt dichten nicht einzusehenden Wald und weist zudem kleine Rinnen und Tobel auf, die Deckung bieten. Der Sepp wirft die Schier vom Rücken, wischt sich den Schweiß von der Stirn und sagt kurz: „Anschnallen, Gewehre freimachen und umhängen! Ihr zwei folgt mit 50 Schritt Abstand, der Toni und ich gehen voraus."

Der Schnee ist hier im Wald größtenteils von pulveriger Beschaffenheit. Dem Beispiel Sepps, der wortlos die Schier anschnallt, folgen auch die anderen. Mit einem Doppelstockzug schiebt sich der Sepp voran und mit langen Schritten pirscht er sich, mit dem Toni gewandt kleinste Deckungen benützend und sauber seine Spur ziehend, bergwärts. Noch eine knappe Stunde steigen sie so, dann nähern sie sich der Rippe, die nach ihrer Seite zu einen Kessel abschließt, von dem sie wissen, daß er im Sommer einen kleinen See enthält und daß mit der Gewinnung seines jenseitigen Randes der Gebirgskamm erreicht ist. Sie schnallen die Schier ab, kriechen vorsichtig über die Deckung hinauf und sehen hinunter in den Kessel. Den ersten freieren Ausblick bietet ihr jetziger Platz. Die S.-Alm, ihr erstes Ziel, ist allerdings noch verdeckt. Doch eine Schispur führt da den Hang entlang, etwa 4 bis 5 Mann können es den Stockeinsätzen nach gewesen sein, von Norden nach Süden sind sie gelaufen. Sonst ist nichts zu sehen. Der Sepp und der Toni kriechen wieder nach rückwärts, der Fritz und der Hans sind inzwischen nachgekommen. An den Hans wendet sich der Sepp: „Meldung ans Bataillon: Im Kessel dicht ostwärts S.-Alm Schispur von etwa fünf Mann, ich versuche, rechts ausholend, die S.-Alm zu erreichen." Mit einem Ansprung verschwindet der Hans zwischen den Räumen talwärts. „Du Fritz", dreht sich der Sepp zu diesem, „bleibst hier und sicherst uns gegen Überraschung von rückwärts durch den feindlichen Spähtrupp. Der Toni geht mit mir." Der Sepp und der Toni schnallen die Schier wieder an die Füße und immer gedeckt hinter der Rippe steigen sie nach rechts an. Erst wie sie schon hoch in der Flanke des den Kessel rechts begrenzenden Latschenkopfes stehen, schnallen sie ab und schleichen geduckt durch die tiefverschneiten Latschen nach vorwärts, bis sie wieder Einblick auf den Boden der Mulde und auf den diese jenseits abschließenden Bergriegel gewinnen.

Ein kleiner in der Mitte der Mulde aufragender Felskegel hatte ihnen von ihrem vorherigen Standpunkt aus diesen Blick verwehrt. In einer kleinen Senke auf der Rückseite des Kegels liegt nun auch, noch völlig im Schnee vergraben, die längst zerfallene S.-Alm. Mit dem Glas schaut der Sepp hinüber, dann gibt er es wortlos dem Toni, der nun auch erkennt, was der Sepp schon sah: eine ziemlich stark ausgetretene Aufstiegsspur und ein gutes Dutzend Abfahrtsspuren zur S.-Alm hinunter, auf dem Bergriegel selbst Bewegung, anscheinend baut sich der Gegner ein.

Mit einem Ruck reißt der Sepp den Toni hinter die Deckung und weist mit der Hand nach links hin-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0159
gefördert durch Baden-Württemberg

unter. In raschem Tempo kommt da ein Läufer, das rote Band um die Mütze, auf der nach Süden führenden Spur zurückgelaufen und steigt eilig zum Riegel an. Sollte der feindliche Spähtrupp auf ihre eigene Spur gestoßen sein oder gar die im Anmarsch befindliche Hauptkolonne beobachtet haben? „Bleib da und beobachte weiter", sagt der Sepp zum Toni, „die Kompanie muß gleich kommen, ich weise sie selbst ein." Rasch kriecht er zu den Schiern zurück, schlüpft in die Bindung, und im Schuß saust er zum Fritz hinunter. „Hast du ihn gesehen?" fragt der gleich. „Noch viel mehr", antwortet der Sepp, „bleib hier und beobachte weiter." In sauberen Schwüngen, sich durch den dichten Waldbestand windend, tritt dann der Sepp die Abfahrt an. Wenige 100 Meter hat er erst zurückgelegt, da taucht schon der Leutnant der 10. mit der Spitzengruppe zwischen den Bäumen auf. Kurz schwingt der Sepp ab und berichtet in raschen Worten. Während er noch spricht, kommt der Hauptmann mit dem Kompanietrupp selbst heran. Nochmal wiederholt der Sepp, was er bereits gemeldet hat, und fügt hinzu: „Herr Hauptmann, da wo der Toni jetzt droben liegt, ist eine pfundige SMG.-Stellung. Von da aus kann man den Gegner am Riegel sauber eindecken. Für die Kompanie ist es besser, wenn man links herum geht, weil da der Wald näher an die feindliche Stellung heranreicht. Ich kann den SMG.-Zug gleich zum Toni hinaufführen. Wenn man der Spur nachgeht, stößt man da vorn auf den Fritz. Über den darf nach vorwärts niemand hinaus, sondern da muß man dann nach links abbiegen."

Mann hinter Mann auf Schneereifen unter der Last der mit Hochgebirgsausrüstung vollgepackten Rucksäcke und unter dem Gewicht von Waffen und Geräten, die alle getragen werden müssen, schwitzend, ist inzwischen auch die Kompanie nachgekommen. Auch der der Kompanie unterstellte SMG.-Halbzug, dessen Leute am schwersten zu tragen haben, ist schon da. An die Zugführer gibt der Hauptmann kurz seine Befehle. Er scheint mit dem, was ihm der Sepp berichtet und vorgeschlagen hat, sehr zufrieden gewesen zu sein. Gleich darauf zieht der Sepp mit den MG.-Leuten los, seine Spur legt er so, daß die schwerbepackten Kameraden ihr gut folgen können. Bald sind sie oben; denn auch die von der 12. drängen zur Eile in dem Wissen, gleich ins Gefecht zu treten. Dicht unterhalb der Stelle, wo noch die Schier vom Toni im Schnee liegen, macht der Sepp ein Zeichen zum Halten, dann kriecht er mit dem Zugführer zum Toni vor. Der hat inzwischen eine Skizze gezeichnet und hat alle Stellen, wo er Bewegung mit dem Glas erkannt hat, rot angemerkt. Ein LMG. hat er auch mit auf seiner Skizze. Der SMG.-Zugführer hat genug gesehen und schleicht wieder zu seinen Leuten zurück. Gleich darauf hören der Sepp und der Toni an kleinen Geräuschen, wie hinten die Gewehre fertiggemacht werden. Die Kompanie scheint auch schon im Vorgehen zu sein; denn einmal glauben sie eine schwache Vorwärtsbewegung im Wald links vom Platz des Fritz gesehen zu haben. Die Minuten verstreichen, das Gelände liegt ruhig, wie menschenleer. Da rattert plötzlich ein LMG. in die Stille, bläulicher Rauch zeigt die Stelle, wo es gestanden haben muß. Gleich darauf wird es auf dem ganzen Bergriegel lebendig, der Kessel hallt vom Echo des aufspringenden Gefechtslärms. Fast gleichzeitig hören sie dicht über sich das Kommando: „Achtung! Dauerfeuer!" untergehen in dem schlagartigen Loshämmern der rasch in Stellung geworfenenen SMG. Die Kompanie hat in schnellem Anlauf mit den vordersten Teilen schon den Fuß des Felsriegels gewonnen, und vorsichtig sich deckend stapfen die Jäger in Reihen von vier und fünf Mann trotz der Schneereifen oft bauchtief einbrechend bergan. Ganz links drüben, wo Wald und spärlich aus dem Schnee ragende Latschen den besten Schutz gewähren, scheint es rascher vorwärtszugehen; denn schon klingen die Hurras der in die feindlichen Stellungen einbrechenden Kameraden zu ihnen herüber. Plötzlich wird der Widerstand schwächer und hört kurz darauf ganz auf. „Feind baut ab!", ruft der Mann am Scherenfernrohr des SMG.-Zuges seinem Führer zu.

Der Sepp und der Toni wühlen sich durch den tiefen Schnee zu ihren Schiern zurück, fahren, sich gegenseitig jagend, in den Kessel ab und laufen, wie im Langlauf sich hetzend, jenseits den Riegel empor, den die Kompanie inzwischen völlig besetzt hat. Der Feind ist anscheinend in Richtung auf den S.-Sattel zurückgegangen. Das Bataillon hat damit den Gebirgskamm gewonnen. Der Hauptmann berichtet gerade dem inzwischen auch nach vorn gekommenen Bataillonsführer, als sich der Sepp und der Toni zurückmelden. Der Fritz und der Hans sind auch schon da.

Es ist Abend geworden. Die Sonne steht bereits so tief, daß sie mit ihrem unteren Rand fast die Berge berührt. Bald wird die Nacht einbrechen und mit dem Fehlen der wärmenden Sonne wird die Kälte kommen, die sich bis ins Mark bohrt, die mit zu den Feinden des Bergsoldaten gehört. Wenn erst noch der Wind aufspringt, der durch die wärmsten Kleider dringt, dann beginnt für den Mann ein Kampf, wie ihn sonst keine Truppe kennt.

Der Sepp muß zum Hauptmann: „Ihr müßt nochmal auf Spähtrupp. Das Bataillon geht hier zur Ruhe über; die Kompanie hat die Sicherung der Ruhe zu übernehmen. Sie mit ihrem Spähtrupp stellen den Verbleib des hier vertriebenen Gegners fest." „Unser Gepäck lassen wir dieses Mal da. Wir laufen zuerst einmal hinüber auf den W.-Kopf und schauen, was wir von da aus sehen", sagt der Sepp zu den drei Freunden, nachdem er sie vom Auftrag unterrichtet hat. Schnell sind sie fertig, und nur mit dem Gewehr auf dem Rücken und mit den ans Koppel geschnallten Schneereifen laufen sie, die Spuren des zurückgegangenen Gegners vermeidend, etwas links ausholend, auf den W.-Kopf zu. Alle vier liegen sie dort oben in einem kleinen Schneeloch, das Glas wandert von Hand zu Hand. Die Rückzugspuren vereinigen sich alle in Richtung auf den S.-Sattel und verschwinden dicht vor ihm in einer Senke, das können sie deutlich sehen. Auf dem Köpfel links des Sattels scheint ein Beobachter zu liegen, der nicht ahnt, wie scharf sich sein Kopf gegen das Gelb des Abendhimmels im Fernglas abhebt. „Wir müssen schon noch näher hinschauen", meint der Toni. Wortlos wenden sie um und pirschen sich in der schon sinkenden Nacht, vorsichtig jede Deckung benützend, näher an den Sattel heran. Von rechts her meinen sie am besten hinzukommen. In einer Mulde, feindwärts

Späher im Feuerkampf

Rast: Eintopf aus dem Kochgeschirr. Bild unten: Ski-Spähtrupp im Aufstieg

gedeckt, führen sie die Querbewegung durch und erreichen drüben schützenden Wald. Behutsam jedes Geräusch vermeidend, schieben sie Schi vor Schi. Nur eine Geländerippe hindert noch den Einblick in das unmittelbare Vorgelände des S.-Sattels. „Ihr drei bleibt hier", sagt der Sepp zu den andern, „und wenn's mich schnappen, haut ihr hier ab und versucht's noch ein bißchen weiter rechts." Der Sepp schnallt die Schier ab und die Schneereifen unter und schiebt sich auf dem Bauche durch den tiefen Schnee langsam die Rippe empor. Vorsichtig späht er hinüber, rutscht aber gleich wieder in die Deckung zurück und kommt ebenso vorsichtig wieder zu den Freunden zurück. „30 Meter links von mir ist ein Doppelposten gestanden", berichtet er, „der Feind biwakiert anscheinend in der Mulde, 2 bis 3 Taschenlampen brennen da drüben, ein Zug ist's mindestens." Es ist inzwischen ganz dunkel geworden, wie alle vier schweigend hintereinander zur Kompanie zurücklaufen. Die Kompanie hat sich schon zur Nacht eingerichtet. Sie fragen sich zum Kompaniechef durch und melden, was sie beobachtet haben. „Ihr habt sehr gute Meldungen gebracht heute", sagt der Hauptmann. „Morgen früh im Morgengrauen nimmt das Bataillon den S.-Sattel, 10. Kompanie ist Reserve. Ich habe euch durch euren Gruppenführer schon ein Biwakloch vorbereiten lassen. Euer Zug ist Vorpostenreserve und liegt gleich dahinten in der Senke." Wie sie hinter kommen, sind die Kameraden gerade fertig, auch ihr Biwakloch zu bauen. Sie sind hungrig wie die Wölfe und sehr müde. Sie schnallen die Schier ab, Fritz kriecht gleich in die Biwakhöhle. Der Hans reicht die abgeschnallten Schier nach, mit denen der Fritz die aus Schnee gestochene Sitzbank bedeckt und einen Fußrost auslegt. Dann kommen die Rucksäcke nach, und zum Schluß schlüpfen auch die andern drei in die Höhle. Mit einem säuberlich ausgestochenen Schneeblock schließt der Hans den Eingang. Nicht ganz leicht ist es, in der zur Erhaltung der Wärme notwendigen Enge der Biwakgrube sich häuslich einzurichten. Die Hauptaufgabe fällt dem Toni zu, der schon seit Beginn ihrer Freundschaft das Amt des Kochens innehat. Er packt den Primuskocher aus. Unter seiner geschickten Handhabung springt bald die bläuliche Flamme aus dem Brenner. Mit dem Aluminiumtopf füllt er Schnee ein und setzt ihn auf den Kocher. Köstlichen Tee versteht der Toni aus dem Schmelzwasser zu machen. Dann werden die Würstchen heiß gemacht, die in Portionsbüchsen im Standort als Abendverpflegung ausgegeben worden waren. Eine dicke Erbswurstsuppe kocht er noch aus eigenen Beständen, und schließlich bereitet er vorsorglich neuen Tee zur Füllung der leeren Feldflaschen. Zwei Stunden sind darüber fast vergangen, ihre eigene Körperwärme und die Flammen des Brenners haben die Temperatur in der Höhle inzwischen so ansteigen lassen, daß an ihren Wänden sich schon Schmelzwassertropfen bilden trotz der empfindlichen Kälte, die mit der Nacht gekommen ist.

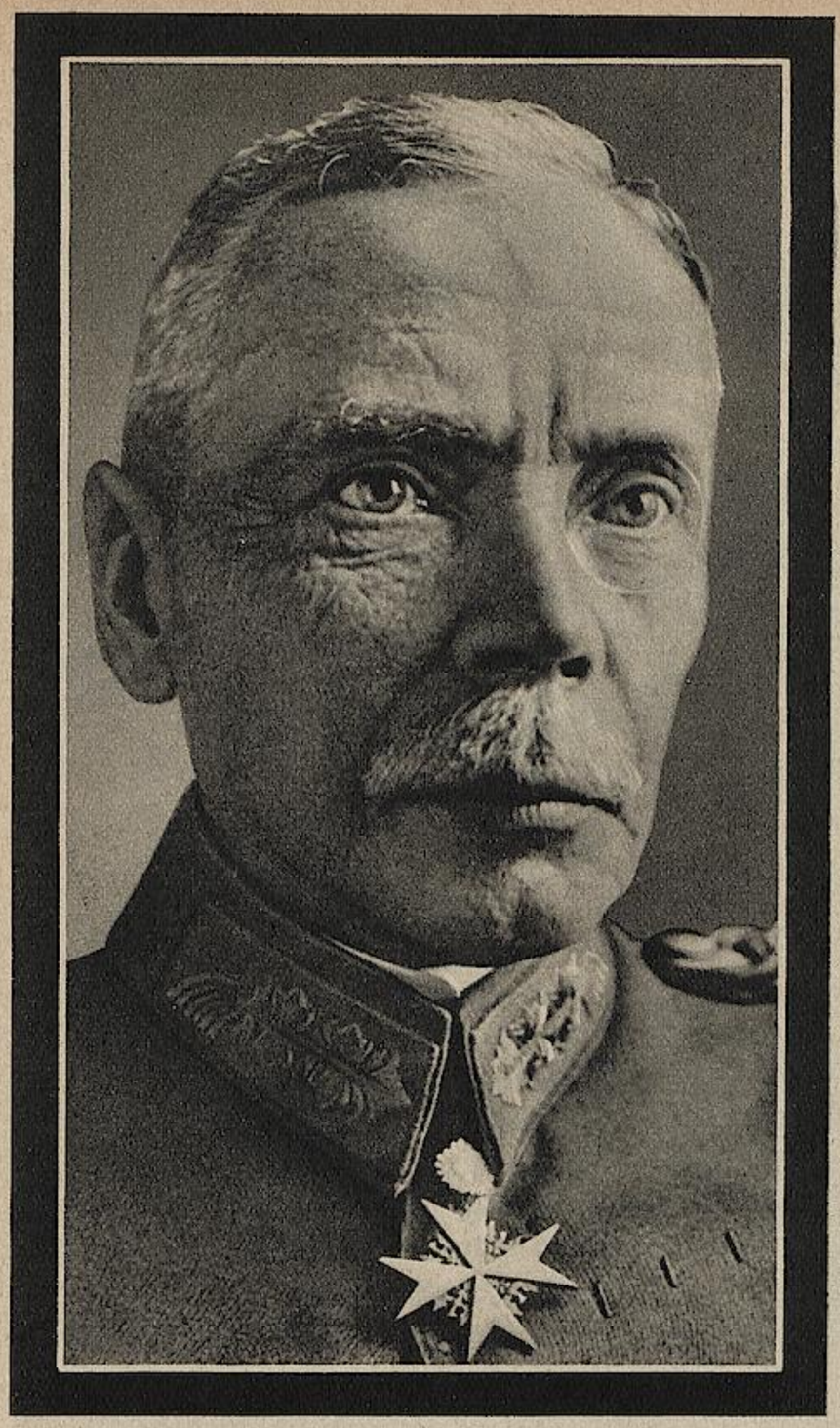
Schlafen müssen sie jetzt. Sie wechseln die Socken, stecken die Füße in die entleerten Rucksäcke, schlüpfen in alle noch vorhandenen Bekleidungsstücke, ziehen die Bergmütze weit über die Ohren und steigen dann in ihren gemeinsamen Zdarsky-Zeltsack. Eng aneinandergepreßt, um sich besser gegenseitig zu erwärmen, sinken sie bald in tiefen, traumlosen Schlummer. Nur einmal glaubt der Hans im Halbschlaf den Wind an den die Biwakgrube deckenden Zeltbahnen zausen gehört zu haben. Sollte das Wetter umschlagen?

Es ist noch finstere Nacht, als sie die Stimme ihres Gruppenführers draußen vernehmen: „Aufstehen, fertigmachen, in 30 Minuten wird abmarschiert." In Eile ziehen sie die Stiefel an, die sie während der Nacht vorsorglich vor dem Hartfrieren geschützt haben, packen ein, was in die Rucksäcke gehört und kriechen aus ihrer Biwakhöhle. Ein eisiger Wind pfeift von Südwesten herüber, Nebelfetzen treiben dicht über den Boden dahin. Mit wenigen Griffen ist die Stätte, die sie während der Nacht beherbergte, abgebaut, und nur eine viereckige Vertiefung im Schnee zeigt den Platz, wo sie die Nacht verbrachten. Lautlos zieht der Gruppenführer seine Leute zusammen, dann sammelt der Zug und schließt auf die beiden vorderen Züge, die die Nacht über auf Vorposten waren, auf. Das Bataillon hat die Vorpostenlinie schon durchschritten. Den Gebirgs-Infanterie-Geschützzug sehen sie gerade noch vorbeiziehen. Die Geschützleute nützen die von den vorderen Kompanien gelegte Spur aus, um mit den auf breitkufigen Schlitten verlasteten Geschützteilen rascher voranzukommen. Was müssen sich die erst gestern den Berg herauf geschunden haben, denkt sich der Toni, wie er die Körper der Zugmannschaften, in ihren Tauen schwer nach vorne geneigt, auf ihren Schneereifen vorbeiwaten sieht. Da kommt auch Bewegung in die Reihe der 10., den Infanterie-Geschützleuten folgend verschwindet die lange Reihe in der Nacht. Manchmal gibt es kleine Halte, wenn die von der 13. bei kurzen steilen Hindernissen nur mühsam vorwärtskommen. Dann greifen die Jäger gern mit zu, um die schweren Lasten wieder flott zu machen. „Gegner am S.-Sattel hat sich in der Nacht verstärkt, Bataillon stellt sich in den Wald nordostwärts des Sattels zum Angriff bereit, 9. und 11. in vorderer Linie, 10. in der Mitte dahinter zur Verfügung des Bataillons", wird als Bataillonsbefehl durchgegeben. Fast eine Stunde schon stapft die lange Reihe, einer hinter dem andern, weit vornübergebeugt unter der Last des Gepäcks und der Waffen, schwitzend trotz der eisigen Kälte, in tiefem Schnee durch die Nacht. Da erkennen die vier den Wald, durch den sie sich gestern schon an den Sattel herangepirscht hatten. Ohne Marschkompaß hätt' bei dem Saunebel nicht einmal ich herübergefunden, obwohl ich doch schon hundertmal da heroben war, denkt sich der Sepp im stillen. Kein Wort wird gesprochen, kein Licht verrät die Bewegung des Bataillons. Bloß ganz weit links drüben ist einmal das Rollen einiger Gewehrschüsse hörbar. Endlich wird gehalten, die Züge werden auseinandergezogen und legen sich hin. Der Sepp, der Toni, der Hans und der Fritz wühlen sich zusammen in den Schnee, vergraben die Fäuste tief in den Taschen, halten die Gewehre zwischen den Knien und pressen sich in ihrem Schneeloch dicht aneinander. Nichts regt sich im Wald, nur manchmal ist ein Schnauben hörbar, wenn einer die Luft etwas heftiger durch die kalt gefrorene Nase zieht. Langsam kommt die Dämmerung. „Auf! Marsch!" Froh, in die steifgewordenen Glieder wieder Bewegung zu bringen, erhebt sich die Kompanie und folgt entfaltet ihren Führern, die, den Kompaß in der Hand, vorausgehen. Da wird es vorn lebendig, Gewehre und Maschinengewehre des Gegners speien Feuer, die schweren Waffen des Bataillons setzen zur Antwort ein und mit dumpfem Knall mischen sich die Infanteriegeschütze drein. Manchmal wird kurz gehalten, reglos bleiben die Reihen im tiefen Schnee liegen und beruhigen den keuchenden Atem. Dann geht es wieder zügig vorwärts, während vor ihnen schon Einzelkämpfe zwischen Teilen der anderen Kompanien und den feindlichen Nestern entbrennen. Es ist Tag – grau und trübe bricht er an und langsam fallen einzelne Schneeflocken – da gelingt es dem Zuge am rechten Flügel des Bataillons unbemerkt heranzukommen und die den Sattel beherrschende rechte Begrenzungskuppe im Handstreich zu nehmen, gerade als der Befehl an die Kompanie kommt, sich hinter den rechten Flügel für den Einsatz zum entscheidenden Durchstoß auf den S.-Sattel zu verschieben. Signal: Das Ganze halt!

Die Übung ist aus, die Kompanien sammeln und steigen über den S.-Sattel ins Tal hinunter, wo die Feldküchen schon rauchend bereitstehen.

Alle Aufnahmen: Gebirgsbrigade 100 / München

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0161
gefördert durch Baden-Württemberg



ZUM TODE DES Generaloberst v. Seeckt

Am 27. Dezember schloß General v. Seeckt die Augen. Nachdem er noch in den Weihnachtstagen im Kreise seiner Soldaten des Infanterie-Regiments 67 – „seiner Heimat", wie er sich ausdrückte – geweilt hatte, endete ein Herzschlag sein 70jähriges Leben.

Mit ihm starb einer der großen Soldaten Preußen-Deutschlands, der, aus adligem und soldatischem Geschlecht, das Erbe einer großen Vergangenheit gewahrt hat und dessen Leben der Arbeit für Volk und Wehrmacht in aller Zukunft beispielhaft wirken muß.

Junger Offizier im Kaiser-Alexander-Garde-Grenadier-Regiment Nr. 1, Generalstab, Kompaniechef und Bataillonskommandeur am Rhein, 1914 Chef des Generalstabs des III. Armeekorps in den heroischen Kämpfen im Westen, 1915 Chef des Generalstabs der Armee Mackensen im Osten bei Gorlice und später in Serbien, Chef der Heeresgruppe Erzherzog Karl, Chef des türkischen Generalstabes, dann nach Abschluß des Weltkrieges Chef des Oberkommandos zum Schutze Ostpreußens, eine kurze Tätigkeit als Chef des Truppenamts und schließlich 1920 Chef der Heeresleitung. Das sind in Kürze die einzelnen Abschnitte seines militärischen Lebens. Ein glänzender Aufstieg vom jungen, lebensdurstigen Leutnant über die rastlose Tätigkeit eines Chefs des Generalstabes im Kriege hinweg in eine Aufgabe hinein, die schwerer das Schicksal einem einzelnen Soldaten niemals gestellt hat und die in wunderbarer Weise zu lösen seine große historische Leistung war.

Er schuf die Reichswehr, allem Widerstand der Feindstaaten und im eigenen Volke zum Trotz, als der Rocher de Bronze der Staatsautorität. Er rettete dadurch Deutschland vor dem Bolschewismus und legte den Grundstein zu der heutigen Wehrmacht, die nach der nationalsozialistischen Machtergreifung zum Segen unseres Vaterlandes wiedererstand.

Ehrfurcht und Dank vor dieser Persönlichkeit und ihrer Leistung bewegen das ganze deutsche Volk. Insonderheit aber empfindet das Heer und sein Offizierkorps mit tiefem Stolz, daß General v. Seeckt aus Blut und Erziehung, in Arbeit und Leistung zu ihm gehört, daß sein Geist und seine Persönlichkeit niemals vergessen werden wird und daß es nach den eigenen Worten des Generals bei seinem Abschied als Chef der Heeresleitung nunmehr gilt: „Über Gräber vorwärts!"

Joachim v. Stülpnagel, General der Infanterie a. D.

Der Erzieher des deutschen Offiziers

Der Generalfeldmarschall v. Hindenburg sprach einmal vor den Waffenschülern von Hannover die Worte: „Schulen Sie nicht nur Ihren Körper, sondern auch Ihren Geist und festigen Sie Ihren Charakter." In einem Aufsatz über Offiziererziehung schrieb der soeben heimgegangene Generaloberst Hans v. Seeckt: „Der Charakter entscheidet. Das gilt vom jüngsten Fähnrich bis zum Feldherrn. Genie ist Arbeit, Arbeit auch vor allem an dem eigenen Charakter." Beide sagen mit anderen Worten das gleiche. Aus beiden spricht die Erfahrung ihres soldatischen Führerlebens, daß den einen an die Spitze des größten Volksheeres, den anderen an die Spitze eines aufgezwungenen kleinsten Berufsheeres stellte. Die Schulung ihres langen militärischen Lebens und die Erfahrung, die Frieden, Krieg und Nachkrieg ihnen schenkte, faßten beide in einen fast gleichen Satz.

Der Charakter entscheidet. Es ist nicht die Bildung allein, die den soldatischen Führer macht. Es ist nicht die Geburt, die ihn befähigt. Es ist nicht die Erziehung, die ihn bildet. Aus allen drei Teilen formt sich der soldatische Führer. Aus allen drei Faktoren formte sich das Offizierkorps des alten Heeres, das elftausend der Seinen den Satz Walter Flex' wahrmachen ließ: „Das Vorsterben ist dann vielleicht ein Teil davon."

Führertum läßt sich nicht erlernen. Der soldatische Führer ist in den seltensten Fällen einfach da. Er muß ausgewählt, gefunden, erzogen werden. Er muß Eigenschaften in sich haben, die immer nur bei einer charakterlich und leistungsmäßig vollwertigen Minderheit vorhanden sein können, einer Minderheit, die durchaus nicht durch den Bildungsgang bestimmt zu sein braucht. Darum heißt es auch in den Soldatenpflichten: „Charakter und Leistung bestimmen Weg und Wert des Soldaten."

Der einzelne ist nichts, das Ganze alles. In diesem Sinne faßte Hans v. Seeckt den Offizier auf. In der Gemeinschaft, im Offizierkorps sah er den bestimmenden Wert des Offiziers für das Heer, in ihm sah er die Bedeutung für die Erziehung des einzelnen Offiziers. Die Zusammenschweißung dieser Körperschaft aus der Summe ihrer einzelnen Persönlichkeiten hielt er für wichtig genug, um feste Grundsätze für die Erziehung des einzelnen als Voraussetzung des anzustrebenden Endergebnisses zu sehen. Ein Mindestmaß allgemeiner Bildung hielt er deswegen für erforderlich, weil sie das Selbstbewußtsein des zum Vorgesetzten Bestimmten festigt, weil sie Grundlage für die Ausübung des Berufs in allen Führerstellen ist. Gleichzeitig sah er im Zwang zur Erreichung eines bestimmten Bildungsgrades ein erzieherisches Moment.

Aus Bildung wird Erziehung. Aber das Überragende bleibt der Charakter. Ein Versagen in dieser Frage sieht er als unbedingten Ausschlußgrund an. Der Charakter, dessen Grundrichtung nicht geändert werden kann, ist zu formen. Dazu ist das gesamte Offizierkorps vom ersten Tage an verantwortlich einzusetzen. Es hat den einzelnen später in sich aufzunehmen, es hat sich daher auch um den einzelnen von Anfang an zu kümmern. Diese Erziehung hört während der ganzen Dienstzeit nicht auf: weder die durch Vorgesetzte und Kameraden, noch die Selbsterziehung. Die Grundlage des Offizierkorps sah Seeckt in der Kameradschaft, in der Einordnung in die Gesamtheit, in der Unterordnung und auch im Standesbewußtsein. Der einzelne hat sich einzufügen, ohne daß er das Selbstgefühl verliert, der einzelne soll williges Glied im gleichgearteten Kreise sein. Dabei führt der Weg zum Befehlen über das Gehorchen. Der Offizier muß daneben Herr bleiben. Wo das Gefühl dafür erst schwach ist, muß es geweckt, entwickelt, gestärkt werden. Es sind Seeckts eigene Worte: „Nur dem Offizier, der ein Herr ist, folgt der Soldat."

Solche Leitsätze, solche Gedanken hat der Gründer der Reichswehr seit 1920 in das wichtigste Kapitel eines Heeresaufbaus, in das der Offizierserziehung, geschrieben. In seinem Sinne wurde der junge Offizier aus den Anwärtern gewählt. In dieser Richtung wurde der Anwärter gedrillt und erzogen. Dieser Geist war es, der die Chefzeit des ersten Befehlshabers der Reichswehr überdauerte – bis in unsere Tage hinein. Dieser Geist, von ihm in bestimmte Form gekleidet, war es, der gestattete, aus der Urzelle einer Gemeinschaft von 4000 soldatischen Führern das Offizierkorps des neuen Volksheeres zu machen.

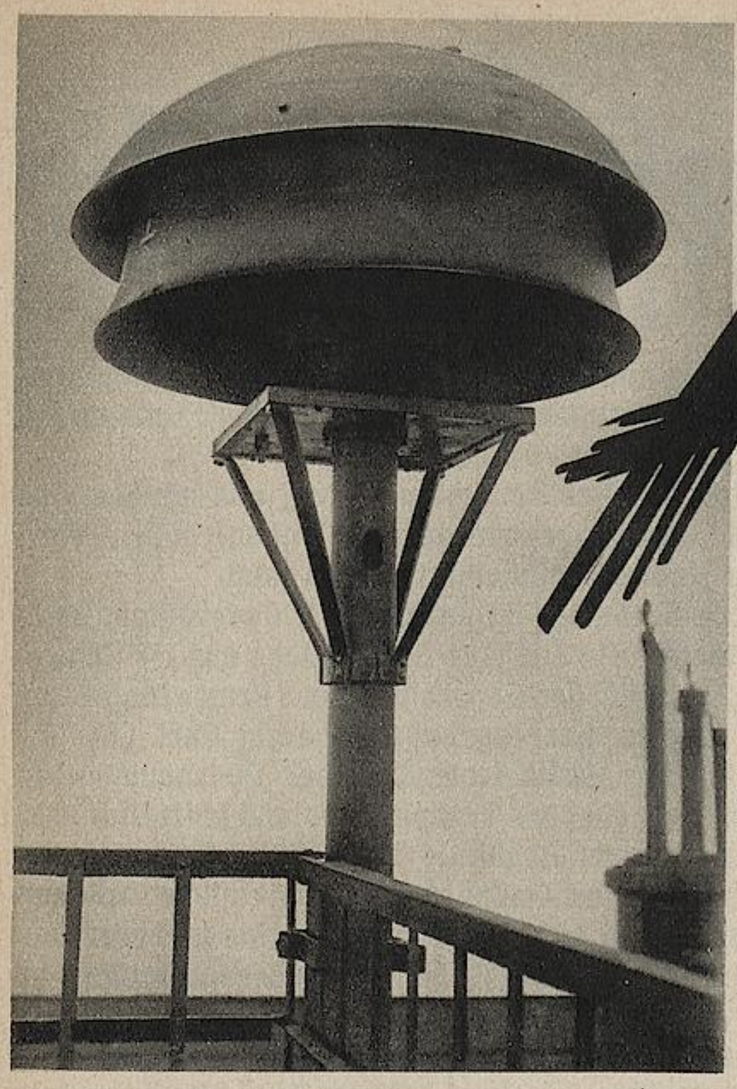
Aber nicht nur der junge Offizier war zu erziehen, auch der vielleicht schon im Ergrauen befindliche. Dem kleinen Reichsheere war die moderne Form verboten. Der deutsche Offizier mußte verkümmern, wenn ihm nicht die Möglichkeit gegeben wurde, praktisch an sich und an seiner Vervollkommnung zu arbeiten. 36 Divisionen sind aus dem Boden gestampft worden. Sie werden heute von Männern befehligt, die das Geheimnis der höheren Truppenführung nicht in ihrem normalen Regeldienst erlernen konnten, weil dessen Rahmen viel zu klein gespannt war.

Hier schuf Seeckt das große bildende Moment der Rahmenübung, die, von Stäben und Nachrichtentruppen durchgeführt, den zu prüfenden Stabsoffizier vor die Aufgabe stellte, große Operationen durchzudenken, anzulegen, auszuführen. In diesen Übungen schuf der heimgegangene Generaloberst den höheren Truppenführer von heute, in diesen Übungen formten sich unter seinen Augen die höheren Führer der neuen Wehrmacht.

Einmal hat sich Hans v. Seeckt gegen die Schlagwörter ausgesprochen. Selten hat ein Soldat so im Blitzlicht des politischen Schlagwortes gestanden wie er. Es geschah, weil solche, die diese Worte prägten, den Grund dieses Soldaten nicht verstanden, weil sie diesen Soldaten nicht soldatisch sahen. Denn nur soldatisch war sein Tun und Handeln zu verstehen; es diente dem soldatischen Ziele, ein Heer zu formen, das innerlich und äußerlich fest ausgerichtet war. Sein Werk hat es erlaubt, daß aus dem kleinen Heere die große Armee wieder wuchs. An ihrer Wiege stand der schweigsame Generaloberst, der aus dem alten Heer den Geist des Offiziers herübergerettet hatte in die Zukunft, um ihm gleichzeitig eine neue Form zu geben. Damit schuf er die Grundlage für altes Berufs- und neues Wehrpflichtheer, denn „immer sitzt der Geist der Armee in ihren Offiziers".

K. A. v. Wülcknitz

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0162
gefördert durch Baden-Württemberg



Alarm!

Feindflieger in Sicht!

Der durchdringende Klang einer Sirene zieht uns an. Wir durchmessen mit einigen Schritten einen hellen freundlichen Korridor. Schnell stehen wir in einem mittelgroßen Raum, den eine Gruppe von Männern fast ausfüllt. „Sie haben soeben den Ton einer Alarmsirene vernommen", erklärt, zu ihnen gewandt, ein Offizier der Luftwaffe. „Meine Herren! Sie werden ermessen können, daß der Leiter einer Luftschutzwarnzentrale ein sehr großes Maß von Verantwortung trägt. Einmal hat er darauf zu achten, daß die Nerven der Bevölkerung nicht ohne den dringendsten Anlaß in Anspruch genommen werden. Zum anderen muß er auch berücksichtigen, daß sich eine unnötige Produktionseinschränkung, hervorgerufen durch einen falschen Alarm, im Kriege sehr nachteilig auf die Versorgung des Heeres auswirken muß, selbst dann, wenn sie nur eine verhältnismäßig kurze Zeit andauert." – Der Major schaltet eine andere Sirene ein. Sie brummt tief auf und verhallt wieder. „Sie haben gehört, der Ton klingt anders. Um jede Verwechselungsmöglichkeit auszuschließen, ist es notwendig, verschiedene Alarmsignale zu haben. Der Klang derjenigen, die die Bevölkerung auffordern, sich in die Schutzräume zu begeben, ist nicht zu verwechseln mit dem, der das Ende der Gefahr anzeigt. Wieder anders erklingt der Ruf, der die Feuerwehr herbeibeordert."

Nun sind wir schon ganz dabei, als die Teilnehmer des Lehrganges der „Reichsanstalt für Luftschutz" die großen und kleinen Alarmvorrichtungen betrachten, die in dem Zimmer aufgestellt sind. Wir genießen den Anschauungsunterricht mit und wollen ebenso wie sie mehr wissen.

So erfahren wir, daß der Schauplatz der Handlung die ehemalige Augustaner-Kaserne in der Friesenstraße in Berlin ist. Im Verlaufe des Aufbaus der deutschen Luftwaffe wurde sie dazu bestimmt, die „Reichsanstalt für Luftschutz" aufzunehmen. Diese ist eine Außendienststelle des Reichsluftfahrtministeriums. Sie untersteht unmittelbar dem Reichsminister der Luftfahrt und Oberbefehlshaber der Luftwaffe (Inspektion der Flak-Artillerie und des Luftschutzes Chef ZL). Man kann die Reichsanstalt, an deren Spitze als Kommandeur ein Oberst der Luftwaffe steht, als die Stelle bezeichnen, in der die Verbindung hergestellt ist zwischen den militärischen und zivilen Behörden in allen Angelegenheiten, die den Luftschutz betreffen. Das wird sofort klar, wenn man sich einmal die Zusammensetzung der Kurse ansieht, die hier in vier- bis vierzehntägiger Lehrgangsdauer abgehalten werden.

Offiziere der Luftwaffe, Referenten des RLM, und sonstige Fachlehrkräfte bilden die Führer des gesamten Luftschutzes aus. Es werden in der Reichsanstalt alle durch Amt oder Beruf mit Luftschutzfragen befaßten Persönlichkeiten in leitender Stellung theoretisch und praktisch geschult. Dazu gehören u. a.: Sachbearbeiter der Länderregierungen, Polizeipräsidenten und Polizeikommandeure. Weiterhin: Ärzte – für Amtsärzte ist der Besuch neuerdings Pflicht –, Veterinäre, sowie Bausachverständige. Schließlich auch das Führerpersonal des Entgiftungs- und Instandsetzungsdienstes. Schon diese Aufzählung zeigt, wie umfangreich der Kreis der in Deutschland in den Luftschutz einbezogenen Menschen ist. Die Größe dieses Kreises ist zugleich ein untrüglicher Gradmesser für die Größe der Sorgfalt. – Wir haben es bei der Reichsanstalt mit einer militärischen Einrichtung zu tun. Dies sei nochmals betont, um eine Verwechselung mit der Schule des Reichsluftschutzbundes, die sich gleichfalls in Berlin befindet, auszuschließen. Letztere befaßt sich lediglich mit Fragen des Selbstschutzes der Bevölkerung, dient also nur einem Teil des Luftschutzes. Wenn die ehemaligen Augustaner heute einmal

Bild rechts: Ausbildung am Stadtmodell. Verteilung der Kräfte im S.- u. H.-Dienst

*

Bild unten: Reichsanstalt für Luftschutz. Einfahrt mit Wache

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0163
gefördert durch Baden-Württemberg

ihre Kaserne wiederzusehen bekämen, würden sie staunen, wie sie sich in ihrem Innern verändert hat. Mit das Interessanteste ist die Modellschau, in der wir schon die Bekanntschaft mit den Alarmsirenen machten. Hätte es ähnliche Einrichtungen, über die uns hier Nachbildungen und Bilder informieren, schon bei Beginn des Krieges 1914–18 gegeben, so würde die Zahl der Opfer des französischen Luftangriffes auf Karlsruhe im Jahre 1915 wesentlich geringer gewesen sein. Damals kannte man noch keinen Luftschutz. Wir sehen das Trefferbild von Karlsruhe mit den einzelnen Bombeneinschlägen und ähnliche Darstellungen, die die Erfahrungen aus dem Kriege festhalten. Auf dieser Grundlage wurde der heutige Luftschutz wieder aufgebaut. Schon im letzten Kriegsjahr war es gelungen, durch die inzwischen errichteten Flakformationen und den aufgestellten Luftschutz die Zahl der Verluste durch feindliche Flieger in der Heimat prozentual zu den abgeworfenen Bomben auf ein Siebentel herabzudrücken.

Aufgelockerte Städte sind ein schlechteres Angriffsziel als ein dichtgedrängtes Häusermeer, das weit größeren Schutzes bedarf. Ein sehr lehrreiches Stadtmodell findet unsere Aufmerksamkeit. Dem bedeutsamen Kapitel der Abwehr von chemischen Kampfstoffen, die Feindflieger leicht zum Abwurf bringen können, widmet man in den Lehrgängen der Reichsanstalt größte Sorgfalt. Station für Station wird auch der Weg von der Luftschutzapotheke als erste Hilfe bis zum Krankenhaus aufgezeichnet. Miniaturanlagen der vorteilhaftesten Luftschutzräume sind vorhanden. Kleine transportierbare Zellen dienen dazu, ein oder zwei Menschen aufzunehmen, die beispielsweise dazu verpflichtet sind, in einem Elektrizitätswerk an der Maschine trotz des Angriffes feindlicher Flieger auszuharren.

Dieser kleine Ausschnitt aus der Modellschau, die zur „Schulabteilung" der Reichsanstalt für Luftschutz gehört. – Die „Prüf- und Versuchsabteilung" untersucht alle Dinge, die im Luftschutz Verwendung finden, auf ihre Eignung. Es besteht eine Genehmigungspflicht. Was nicht zweckdienlich, sondern unpraktisch ist, wird abgelehnt. Gleichzeitig wird dafür gesorgt, daß alle Gebrauchsgegenstände für alle Angelegenheiten des Luftschutzes an allen Orten des Reiches gleich beschaffen sind. Was das im Ernstfalle im Bezug auf die Möglichkeit eines Austausches oder Nachschubes bedeutet, ist ohne weiteres einzusehen.

Eine mit den modernsten Mitteln ausgestattete „Bild- und Filmabteilung" hält die zu Unterrichts-, Prüf- oder Versuchszwecken im Gelände abgehaltenen wichtigen Übungen im Bilde fest. Sie stellt Schmal- und Normalfilme von der Aufnahme bis zur fertigen Kopie her.

Um das Bild von dieser Wehrmachtsschule, deren Angehörige auf den Schultergeflechten bzw. Klappen die Buchstaben R. L. (Reichsanstalt für Luftschutz) tragen, noch zu vervollständigen, sei mitgeteilt, daß aus einem Teil der ehemaligen Augustanerkaserne ein kleines Hotel geworden ist. Über zweihundert mit fließendem Wasser und Zentralheizung versehene, sehr gemütliche Einzelzimmer nehmen die Lehrgangsteilnehmer während ihres Aufenthaltes in der Reichshauptstadt auf. In einem großen Unterrichtssaal sind alle technischen Einrichtungen vorhanden, die dazu dienen können, die Vorträge durch Bildberichte wirksam zu unterstützen.

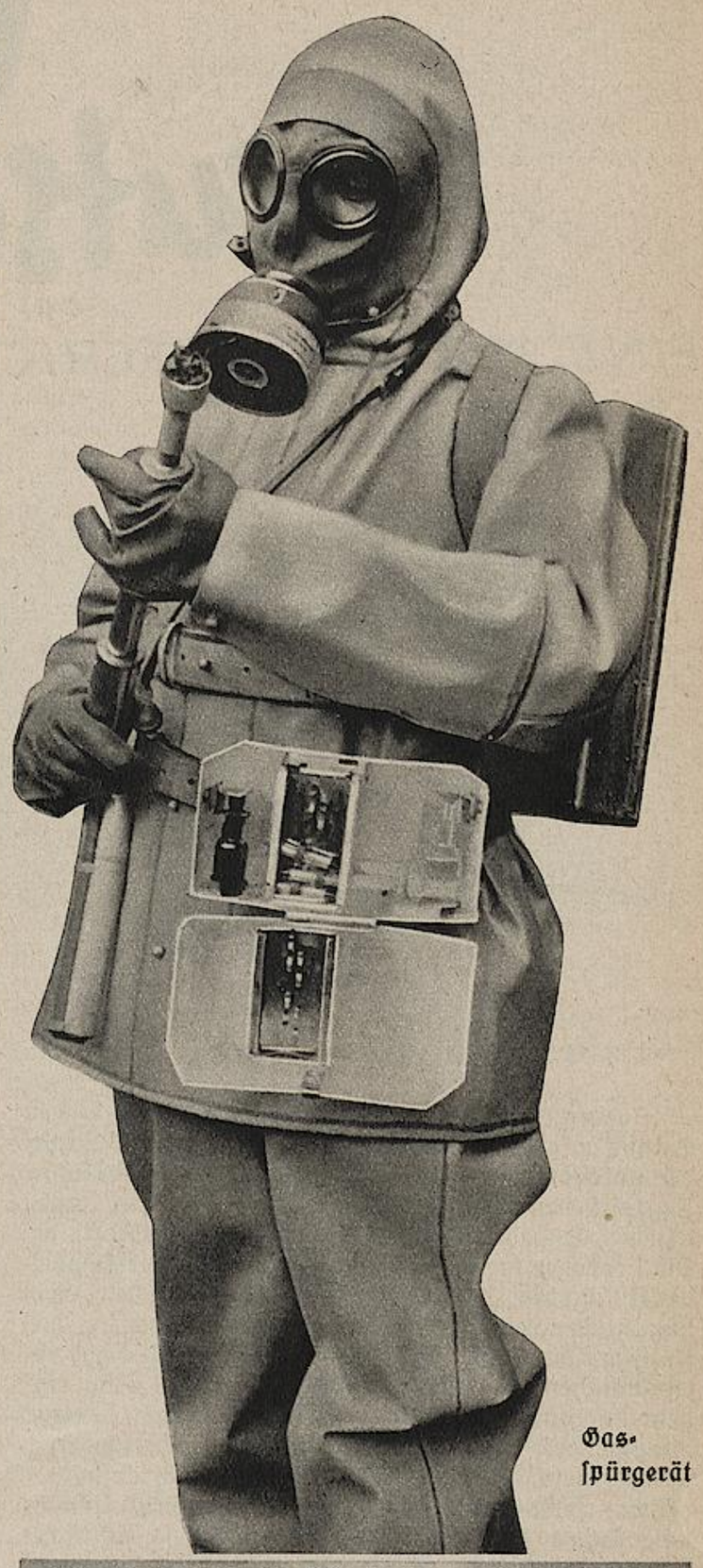
Bild oben: Italienischer Besuch in der Reichsanstalt. Der zweite von links ist der Herzog v. Aosta, ganz rechts der Kommandeur Oberst v. Stubenrauch

Bild links: Entgiftung der Straßenoberfläche

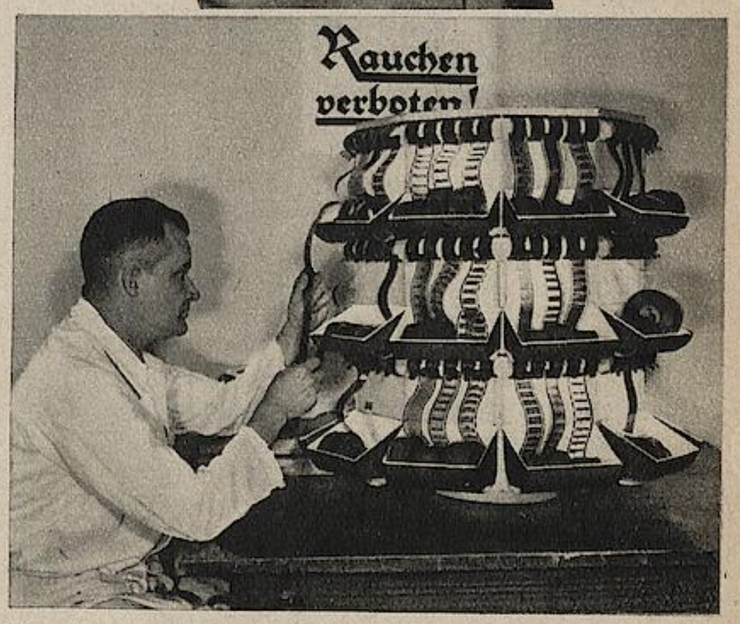
*

Von dem Aufbau unserer Luftwaffe ist hier bereits mehrfach berichtet worden: von den Fliegern, von der Flak. Die „Reichsanstalt für Luftschutz" ist aus der Vielzahl der Einrichtungen nicht fortzudenken, die den deutschen Boden gegen feindliche Überfälle aus der Luft sichern sollen.

Dr. Hans Scherer

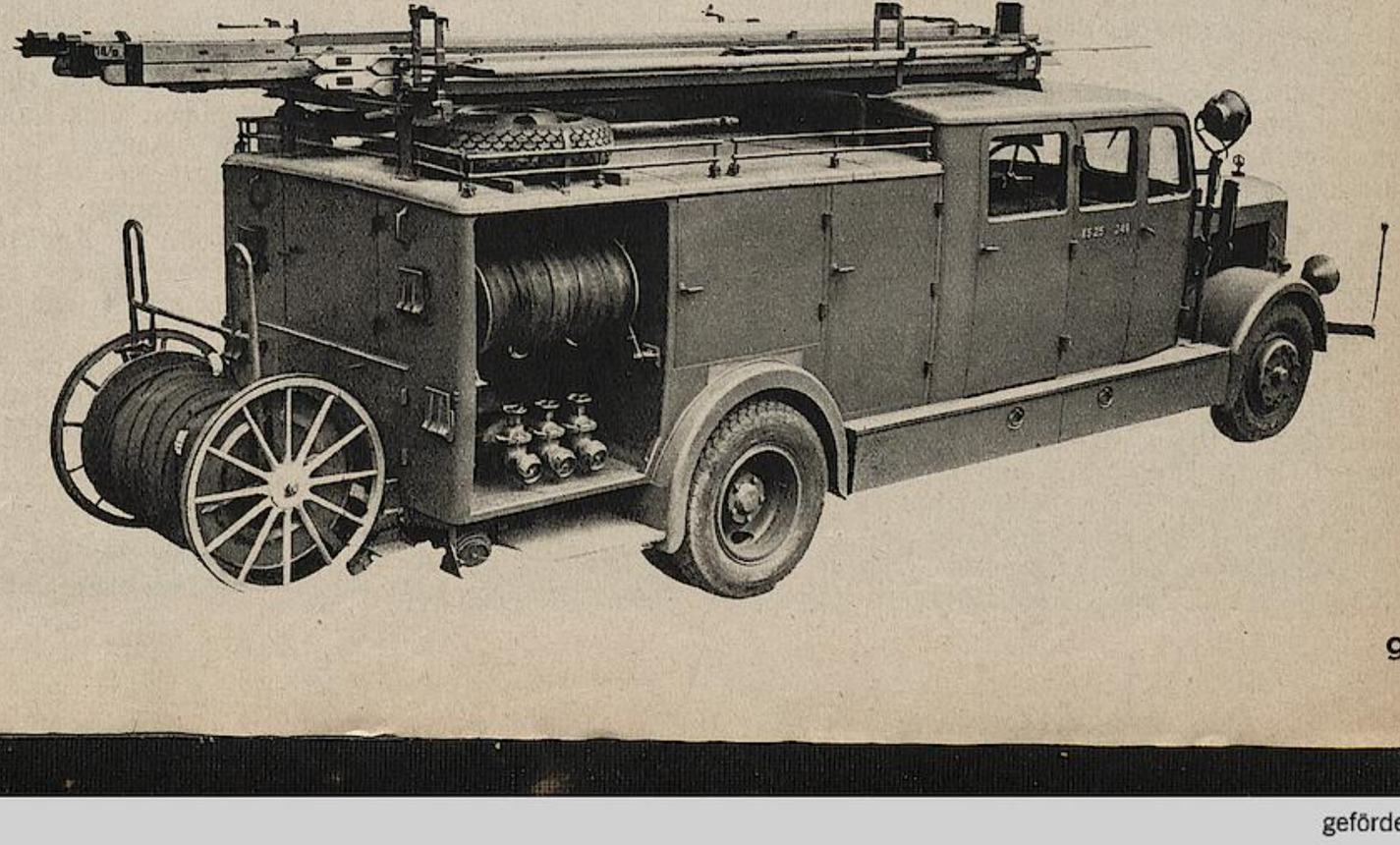


Gasspürgerät



Einordnung von Filmszenen für einen Luftschutz-Lehrfilm

Alle Aufnahmen: Bildarchiv der „Reichsanstalt für Luftschutz"



Kraftfahrspritze, wie sie im Luftschutz Verwendung findet

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0164

gefördert durch
Baden-Württemberg

Wir sind deutsche Soldaten

EINE WAHRE GESCHICHTE AUS DEM ALTEN DEUTSCH-OSTAFRIKA

5. Januar 1917.

Soeben ist die Sonne aus den Wogen des Indischen Ozeans aufgestiegen. Rötlich golden leuchten die Wipfel der Kokospalmen um das Flugfeld auf der Insel Mafia. Reges Leben herrscht hier bereits. Mit viel Lärm schieben Eingeborene ein Flugzeug auf den Startplatz. Die Propeller surren und bald schraubt sich der Doppeldecker in den klaren, morgendlichen Himmel. Sein Führer, der Leutnant der Royal Navy, Moon, hat den Auftrag, das Delta des Rufidjiflusses auf dem ostafrikanischen Festlande zu erkunden. Dort, wo vor beinahe anderthalb Jahren der deutsche Kreuzer „Königsberg" nach langer Blockade und schwerem Kampfe gesunken, müssen noch Deutsche sich aufhalten, obzwar sonst die ganze Küste der deutschen Kolonie von Tanga bis Lindi sich in der Hand britischer Truppen befindet. Erst gestern war ein anderes britisches Flugzeug am Wrack der „Königsberg" unverhofft beschossen worden. Das Standlager der Deutschen und ihre Stärke festzustellen, war für das britische Kommando von Wichtigkeit. Als Beobachter war Moon daher der bewährte Fregattenkapitän Bridgeman zugeteilt worden, der sich seit Kriegsbeginn bei den Blockadestreitkräften befand und bereits eine ganze Anzahl von Flügen über dem Delta mitgemacht hatte.

Rasch nähert sich das Flugzeug der Küste. Nun glitzern unten die Wasser der zahlreichen Flußarme auf inmitten der Wälder, wie silberne Bänder in grünes Velvet gewoben. Jetzt sichtet man den dunklen Rumpf des britischen Kohlendampfers „Newbridge", der vor zwei Jahren bei einem Sperrungsversuch versenkt wurde. Und da liegt auch das Wrack des deutschen Dampfers „Somali", des treuen Begleiters der „Königsberg". Gleich wird auch der Kreuzer selbst sichtbar, tief im Wasser liegend, daß nur die Schornsteine noch hervorragen.

Wie der Habicht um seine Beute, kreist das Flugzeug um das Wrack in immer enger werdenden Zirkeln. Nichts Verdächtiges zeigt sich. Schweigend und undurchdringlich liegen die Uferwaldungen im Glanze der leuchtenden Morgensonne.

Moon sieht auf seine Armbanduhr. Sie zeigt 8.30. Er hat nur für etwa zwei Stunden Flugzeit Brennstoff an Bord. Er muß also den Flug abbrechen und nach Mafia zurück. So wendet er und nimmt Kurs nach See. Gerade überfliegt er den Kanal, welcher die beiden großen Rufidjiarme Kiomboni und Sonninga miteinander verbindet, da — Moon stockt der Atem — setzt plötzlich der Motor aus, springt auch nicht wieder an.

„Gottverdammich!"

Der Leutnant muß schleunigst zu wassern versuchen. Im Gleitflug rauscht der Apparat nieder und liegt glücklich auf den braunen Fluten.

Hastige Untersuchung. Wie die Besessenen arbeiten die beiden Offiziere, in dicken Strömen rinnt der Schweiß ihnen über Gesicht und Leib. Aber — vergebliches Bemühen — der Motor will nicht mehr. Sie können den Schaden nicht beheben.

Schließlich meint Bridgeman erschöpft: „Wir dürfen hier nicht ewig bleiben. Wenn wir selbst auch nichts von den Deutschen bemerkten, so sind sie doch wahrscheinlich nicht fort und ihre Posten haben uns sicherlich wassern sehen. Wir können sie binnen kurzem auf dem Halse haben." Moon stimmt zu. Die beiden Offiziere beschließen, den Apparat zu verbrennen, um ihn nicht in deutsche Hand fallen zu lassen, und dann zu Fuß oder schwimmend an die Küste zu gelangen, wo sie sich einem der zahlreichen Blockadefahrzeuge bemerkbar machen wollen. Vielleicht treffen sie auch auf Eingeborene, die ihnen behilflich bei der Flucht sind.

Gesagt, getan.

Sie lassen, um nicht behindert zu sein, ihre Kombinationen und Papiere an Bord. Bridgeman, der kein guter Schwimmer, legt sich einen der Rettungsgürtel um. Dann begießen sie das Flugzeug mit dem letzten Benzin und zünden es an.

Während die Flammen hellauf lodern und den Apparat rasch zerstören, schwimmen sie zum Sonningaarm hinunter.

„Mein Gürtel läßt Luft durch! Ich sacke ab!" ruft Bridgeman plötzlich. Also heraus aus dem Wasser. Es ist Ebbe. Schwarzer Modder und Schlamm ziehen sich in breitem Bande vor der Uferwand der Mangroven hin. Soweit das Auge blickt: Urwald, Schlamm, Wasser! Furchtbar anstrengend ist der Marsch. Ständig versinkt der Fuß bis über die Knöchel in dem zähen Brei, der ihn nicht wieder losläßt. Jetzt sinkt Moon bis zu den Knien ein. „Nicht nachlassen" ruft Bridgeman. Da ist er selbst der Länge nach in den Schlamm gefallen. Höher und höher steigt die Sonne, stickige Hitze brütet über dem Flusse. Schmerzend sticht das von den flimmernden Wassern zurückgeworfene Licht in die Augen. Dazu die lastende unheimliche Stille ringsum: Kein Vogelruf, kein Affenschrei, nicht einmal ein Käfersummen. Als sei der Fluß verzaubert. —

Und der Durst, der fürchterliche Durst! — Moon hat einmal das braune Flußwasser getrunken. „Es ist ja gleich, ob ich die Ruhr bekomme oder den Typhus!" — Aber er hat das Wasser sofort wieder voll Ekel ausgespien, denn es war salzig und brackig und ungenießbar.

Der Versuch, durch den Mangrovenwald an das feste Ufer zu kommen, scheitert nach verzweifeltem Kampfe an der Undurchdringlichkeit der verfilzten dornigen Ranken.

Weiter. —

Es ist Abend geworden.

Nun erblicken sie drüben am andern Flußufer den schwarzen Leib der „Somali". — Das ausgebrannte Wrack wirkt wie ein Gruß aus bekannter Welt. „Bridgeman! Da liegt ein Boot hinter dem Schiff!" — „Tatsächlich! Es scheint ein Eingeborenenkanu zu sein!" stößt der rauh hervor. Furchtbar leidet er unter den Durstqualen.

„Wir wollen hinüber zum Boote."

„Ich kann nicht mehr!" stöhnt Bridgeman.

„Bleib hier, ich schwimme allein und hole dich ab!" Damit schwimmt er los. Doch drüben muß Moon zu seiner bitteren Enttäuschung erkennen, daß ein böser Spuk ihn genarrt. Was er in der Abenddämmerung als Kanu angesprochen, ist ein langer Baumstamm, den ein Tornado oder die Umklammerung eines Würgerfikus zu Fall gebracht und ins Wasser geworfen.

Was nun?

Der Leutnant ist viel zu erschöpft nach den vorausgegangenen Anstrengungen, um nochmals den mehr als fünfhundert Meter breiten Sonninga zu durchschwimmen. Wasser ist auch sein einziger Gedanke. Vielleicht, daß im Wrack der „Somali" in irgendeinem Winkel oder einer vergessenen leeren Blechdose sich noch etwas Wasser seit der letzten Regenzeit gehalten hat. — Mit letzter Kraft klettert er am Rumpfe des Schiffes hoch. Fieberhaft stöbert er dann an Deck und in den zerschossenen und ausgebrannten Kammern und Luken herum. Durch die aufgerissenen Bordwände schimmert ölig schwarz das Brackwasser. Mühsam erreicht er es: Es ist salzig und faul und ungenießbar. — Er speit es wieder aus.

Nun ist die Dunkelheit hereingebrochen. Moon wird an Bord übernachten. Den Kopf an eine verbeulte Windhuze lehnend, streckt er die müden Glieder auf die harten Planken, versucht zu schlafen. — Aber es geht nicht. Zu Tausenden stürzen sich blutgierige Moskitos auf ihn, stechen ihn ins Gesicht, auf Hals und Arme, kriechen in die Beinkleider und stechen durch die Strümpfe.

Einmal nimmt auch die schlimmste Nacht ein Ende.

Der Tag haucht neue Lebenskraft in den Offizier. Und Moon macht sich auf, Bridgeman aufzusuchen, um gemeinsam mit ihm den Weg zu Fuß ans Meer fortzusetzen.

Glücklich erreichte er das andere Ufer und stand in lichtem Walde auf einer Rodung, wo in einiger Entfernung ein zerfallenes Haus durchs Unterholz hervorlugte. Vorsichtig schlich er näher. Da sah er Bridgeman. Er rief ihn an. Die beiden schüttelten sich die Hände in der freudigen Erregung des Wiederfindens.

Beide begannen nun, den Platz abzusuchen. Sie fanden zwei leere Bierflaschen und entdeckten einige

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0165
gefördert durch Baden-Württemberg

Kokospalmen, bei denen sie im Unterholze ein paar Nüsse aufstöberten. Die Nüsse enthielten noch Fruchtmilch! Sie bohrten mit Moons Messer die Sämlingsaugen aus und tranken in langen Zügen die Milch. Dann spalteten sie mit vieler Mühe die Schalen und aßen das fette Fleisch. Die nassen Kleider waren in der Hitze und Sonne getrocknet. Sie ruhten daher für einige Zeit, und neuer Lebensmut stellte sich ein. Doch die Unrast trieb sie wieder hoch. Da sich der Fußmarsch als zu anstrengend und langsam erwies, wollten sie aus den Trümmern des Hauses ein Floß bauen und damit den Fluß hinabfahren. Sie gingen sofort an die Arbeit.

Die Sonnenkringel verblaßten bereits, als sie ihr Fahrzeug unter beträchtlichen Beschwerden zum Fluß geschafft hatten. Doch die Freude war groß, als es schwamm. Sie häuften nun auf die Rahmen eine dicke Schicht Stroh und Schilf, sammelten noch eine Anzahl Kokosnüsse, deren Milch sie in die leeren Bierflaschen füllten und diese mit Blattkorken verschlossen. Nüsse und Flaschen legten sie auf das Stroh, setzten sich selbst darauf und los ging's. Die Strömung trug sie hinab. Dann streicht der kühle Nachtwind über sie hin und läßt ihre Zähne vor Kälte klappern. Unendlich langsam verrinnen die Stunden.

Hunger und Durst machen sich mit dem jungen Tage schmerzlich bemerkbar. Als sie nämlich die Flaschen öffnen, stellt sich heraus, daß Brackwasser durch die Blattkorken gedrungen und die Kokosmilch verdorben hat. Die Sonne brennt auf die Schädel, und die Augen können die Reflexe des Wassers nicht vertragen.

Sie fühlen beide, wie ihre Widerstandskraft erlahmt. Sie müssen Wasser finden. Vielleicht gibt es auf der Halbinsel Kiomboni noch Eingeborene — Fischer, die, im Busch verborgen, ihrem Handwerk trotz des Krieges nachgehen. Es muß gelingen, von ihnen Unterstützung zu erhalten, ehe der Durstwahnsinn beide erfaßt. Aussichtslos war die Sache nicht. Denn hatte nicht vor zwei Jahren der Kreuzer „Chatham" hier Eingeborene gefunden und diese sich bei der Suche nach der „Königsberg" im Rufidji zunutze gemacht?

Um nach Kiomboni zu gelangen, mußte aber der Fluß überquert werden. Nun lag das Floß fast mitten im Strom. Da faßte es die Tide. Vergebens suchte Moon die Richtung zu halten, die Wasser rissen es mit sich fort. Unaufhaltsam glitt das Floß dem Meere zu. Nun kam die erste Welle geritten, mit weißen Köpfen, hob das Floß und drückte es gleich darauf nieder. Wieder steigt eine unheimliche Welle auf. Als Moon den Kopf aus dem Wasser hebt, ist der Platz vor ihm leer, Bridgeman verschwunden. Er richtet sich auf, ruft laut und entsetzt den Kameraden. Keine Antwort. Da ist eine neue Woge heran, packt ihn mit ungeheurer Gewalt, wirbelt ihn haushoch empor, daß ihm die Sinne vergehen ...

* * *

Der Ombascha Serumbili macht mit dem Rekruten Jussuf die tägliche Strandpatrouille. Man kann nicht gerade sagen, daß die beiden wie Soldaten aussehen. Die Zeiten sind schlecht, der langdauernde Krieg hat den Uniformen Seltenheitswert verliehen. Als gute Askari haben sie daher die ihrigen wohlverstaut in ihren Rucksäcken in der Wachhütte gelassen, um sie zu schonen, und sich mit dem kurzen Lendenschurz aus abgetragenem Baumwollstoff begnügt. So kennzeichnen sie nur die Koppel mit den Patronentaschen und die blanken, gepflegten Gewehre als Angehörige der Schutztruppe. Da Ebbe ist, laufen sie mit ihren blanken Füßen leicht auf dem festen, gelben Strande. Eifrig spähen sie über das tiefblaue Meer, wo fern an der Kimmlinie die Silhouette eines Schiffes sie begleitet.

Nun schwingt sich die Küste vor. Sie runden ein Kap, als Jussuf, der voran läuft, plötzlich stehen bleibt. „Habari ganu? — was ist los?" ruft er. Etwa zwanzig Schritte vor ihm, auf der Böschung, zwischen den grünen Blättern der Strandwinden, liegt der Körper eines Menschen — eines Europäers! Da winkt mali — Beute —! Hosen sind ein Königreich wert in dieser kleiderarmen Zeit. In langen Sprüngen ist er neben dem Körper und beginnt, ihn zu entkleiden. Da fährt er zurück; halb erschreckt, halb ärgerlich meint er: „Der lebt noch!" Der Ombascha ist nun auch heran. Er untersucht den Mann. „Es ist ein Engländer. Wir müssen ihn in unsere Hütte tragen. Wenn er morgen kräftiger ist, werden wir ihn zum bwana leitenanti — zum Herrn Leutnant — ins Standlager bringen."

Haya! — Los!

Sie hängen ihre Büchsen über die nackten Schultern, fassen an, heben den bewußtlosen Weißen auf und schleppen ihn mit viel „polepole —langsam, langsam" die Böschung hoch und durch den Busch zu der auf einer kleinen Lichtung liegenden Wachhütte. Es war keine leichte Arbeit, und sie brauchten für die wenigen tausend Meter beträchtliche Zeit. Sie legten dann den Weißen in der Hütte auf die Grasschütte Serumbilis, zogen ihm die nassen Stücke vom Leibe und deckten ihn vorsorglich mit einer ihrer Decken zu. Dann setzten sie sich draußen hin, Jussuf holte den Topf mit Ugali herbei und blies das Aschenfeuer an. — Es war dunkel geworden, als sie ihre Mahlzeit einnahmen und mit Behagen die weißen Knödel sich in den Mund schoben. — Aber sie sollten noch nicht zur Ruhe kommen. In der Hütte regte sich der Weiße, unverständliche Worte drangen herüber. Serumbili lief hin und zog die Matte vom Eingang. Der Msungu saß aufrecht auf der Schütte und gestikulierte wild. Der Ombascha rief nach seiner Feldflasche und brachte sie dem Weißen. Gierig trank der sie ganz leer. Serumbili stützte ihn und bettete ihn sanft auf das Lager. Darauf breitete er die heruntergefallene Decke erneut über den Kranken. „Uta pona! — Du wirst gesunden", meinte er beruhigend und verließ leise den Raum. Lange saßen die beiden Askaris noch um das schwelende Feuer. — Als alles ruhig blieb, holte Jussuf behutsam seine Decke aus der Hütte, und sie legten sich, eng aneinander geschmiegt, unter das schmale Laken vor dem Eingang zum Schlafen nieder.

Leutnant Moon erwachte nach erquickendem Schlaf. Er fühlte eine dämmerige Kühle über sich hinwegstreichen und genoß, wohlig beglückt, die Entspannung seiner Glieder. Wo war er eigentlich? Hatten ihn Eingeborene von Kiomboni gefunden und gerettet? Waren die Ereignisse der letzten Tage nicht bloß ein böser Traum? — Er zwang sich zum Aufstehen. Neben der Grasschütte hingen an einem Stock seine Kleider. Nur seine Schuhe fehlten. Er mußte sie im Wasser verloren haben. Er zog sich an und trat, die Matte am Eingang zurückschiebend, ins Freie. Im hellen Sonnenlichte, das von langgefiederten Palmenwedeln weich über die Erde gestreut wurde, hockten zwei Eingeborene friedlich vor einem brodelnden Kochtopf. Sobald sie den Europäer gewahrten, sprangen sie auf und grüßten militärisch. „Jambo!" meinte Moon. Er setzte sich zu ihnen in den Sand. Der ältere der beiden Neger holte aus der Hütte ein paar Sandalen und reichte sie dem Europäer. Moon zog sie über die nackten Füße. Wieder ging der Ältere zur Hütte und kam mit einem Messer und einer Anzahl Geldstücken wieder. „Wir fanden sie in deinen Taschen, Herr. Siehe zu, ob etwas fehlt." Mechanisch nahm Moon die Sachen und steckte sie ein. Der Duft der Speise im Topfe erregte seine Sinne. Er hatte ja seit vier Tagen nichts mehr gegessen, oder waren es gar fünf? „Chakula tagari — Das Essen ist fertig", meinte Jussuf, welcher seine Gedanken erraten zu haben schien, nahm den Topf, in dem er noch ein paarmal kräftig gerührt, vom Feuer und setzte ihn vor Moon. Serumbili holte aus dem Hüttendache einen Löffel, wischte ihn vorsorglich an seinem Lendentuche ab und reichte ihn Moon. Der Brei ist zwar teuflisch heiß und verbrennt ihm Zunge und Gaumen, aber der Hunger ist stärker. Moon hat in seinem Leben, wie er in Gedanken feststellt, noch nie eine Mahlzeit so gut geschmeckt wie dieser Ugalibrei. Es ist nicht schicklich, daß man zuschaut, wie ein bwana mkuba — ein großer Herr — sich nährt. Die beiden Eingeborenen machen sich daher inzwischen abseits zu schaffen. Serumbili holte aus der Hütte derweilen eine kleine, schmutzige Basttasche hervor, aus der entnahm er zwei Zigaretten. Die eine hielt er dem Weißen hin, die andere teilte er in zwei Hälften für sich und Jussuf, zog einen glühenden Stock aus dem Feuer, und der blaue Rauch stieg in feinen Linien zu den grünen Palmen empor.

Moon überlegte. Die beiden Schwarzen schienen anständige Leute. Sicherlich hatten sie ihn bereits als Engländer festgestellt und behandelten ihn daher so zuvorkommend. Denn daß die Schwarzen etwa einem Deutschen derartige Pflege zuteil werden lassen könnten, erschien ihm nach allem, was er in Mafia und Mombassa bisher gehört, für völlig ausgeschlossen und unmöglich. Es war anzunehmen, daß die beiden hier im Busch Bescheid wußten und ihn an die Küste, vielleicht sogar in einem Kanu an Bord eines der Blockadeschiffe oder nach Daressalam bringen könnten.

Er sog den Rauch der Zigarette mit Behagen ein. Er hieß die beiden Neger sich niedersetzen, und dann entspann sich ein denkwürdiges Gespräch.

„Ich will ein Schauri mit euch machen", meinte Moon. — Die beiden andern horchten auf. „Ndio, Bwana — Ja, Herr." „Ich bin Engländer." „Ndio Bwana."

„Meine Brüder sind sehr stark und zahlreich und tapfer. Sie haben mit den Deutschen gekämpft. Und die Deutschen sind ausgerissen. Sie haben sich verkrochen im Busch wie die feigen Hyänen."

„Ah, lo! Hapana bwana", widersprach Serumbili ernst. „Wadatschi namna simba! Wadatschi wakali sana. Hapana watu wengi, lakini wakali kabissa!" — Ah, nein, Herr, die Deutschen sind wie die Löwen, sie sind sehr tapfer. Ihre Zahl ist nicht groß, aber sie sind außerordentlich tapfer."

„Aber sie sind doch ausgerissen. Sie haben Tanga verloren, sie haben Bagamojo verloren, sie haben Daressalam und Tabora verloren. Sie sitzen jetzt im Busch und hungern."

„Ndio bwana. Hawaku schindwa, hawaku kamtwa, wamaingia porini! — Ja, Herr, sie wurden nicht besiegt, sie wurden nicht gefangen, sie verschwanden einfach in der Wildnis", beharrte Serumbili.

Moon stutzte. Doch er kämpfte weiter für sich. „Was wollt ihr. Die Deutschen im Pori sind arm. Sie haben kein Gold mehr, sie haben keine Rupien, sie bezahlen ihre Askaris mit Katarsi, mit Papier. — Wir Engländer haben viel Geld. Du hast gesehen, daß ich Rupien habe" — und er holte die Münzen aus der Tasche und breitete sie auf der flachen Hand aus. „Hier ist Geld und in Mafia oder Daressalam ist noch viel viel mehr. Wir zahlen gut."

„Kweli bwana. Akili yako safi kabissa — Wahrlich, Herr, du bist sehr klug."

Moon freute sich. „Paßt einmal gut auf", meinte er belehrend freundlich. „Ich muß wieder zu meinen Brüdern nach Daressalam oder auf die manowari, die Kriegsschiffe, da draußen — er wies mit der Hand dorthin, wo er die See vermutete. „Ihr könnt mich hinführen. Ihr seid hier bekannt. Ihr könnt dadurch viel Geld verdienen."

„Bwana wasimu kweli — Der Herr ist nicht mehr ganz richtig", erklärte Serumbili dem aufhorchenden Jussuf.

Moon hatte es nicht verstanden. Er war ganz damit beschäftigt, seinen Plan weiterzuspinnen. — „Hört, ihr Leute, ein Mann von Kiomboni, wir nannten ihn Bimba, hat uns viel geholfen. Er ist nun ein reicher Mann. Er hat eine Duka in Sansibar. Es geht ihm wirklich gut. — Wollt ihr nicht auch eine solche Duka?"

Jetzt erhob sich Serumbili. Seine Augen blitzten. „Bassi. Mi Askari wadatschi. — Genug, wir sind deutsche Askaris." — Würdevoll schritt er zur Hütte. Man hätte ihm soviel Haltung gar nicht zugetraut. Er holte seinen Tornister heraus, kramte seine Uniformstücke hervor und zog sich an. Jussuf folgte seinem Beispiel. Es ging alles so schnell, daß Moon völlig verdutzt ob der Wirkung seines gutgemeinten Vorschlages war und gar nicht begriff. Er versuchte noch einmal. „Ihr seid verrückt, Leute! Warum wollt ihr nicht mit mir nach Daressalam oder Sansibar? Ihr werdet beide mit den Deutschen im Busche sterben!" „Eh wallah, tutakufa, tutakufa marra moja tu! — Wohlan, wir werden sterben, es stirbt sich ja nur einmal."

Und nach einer kurzen Pause, während er sich das Koppel umschnallte und Jussuf die beiden Gewehre brachte: „Das Schauri ist beendet." Er lud seine Büchse. „Heia ondokeni, heia safari -- Aufstehen, marsch!" Sie nahmen den englischen Offizier in die Mitte und führten ihn zu dem mehrere Marschstunden entfernten Standlager der Abteilung „Königsberg". —

Und während Moon mühsam in seinen klappernden Sandalen hinter dem die Spitze bildenden Jussuf herstolperte, mußte er immer wieder kopfschüttelnd an die Worte des Ombascha denken: Mi askari wadatschi.

E. Student

Zeichnungen: Wywiorski

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0166
gefördert durch Baden-Württemberg

Sowjetstrategie im Fernen Osten

82 Grenzverletzungen durch die Sowjetrussen in fünf Monaten (meldet das japanische Kriegsministerium); Bluttaten an Japanern in Schanghai, in Tschengtu, in Hongkong und wieder in Schanghai; Bolschewisierung ganzer chinesischer Provinzen; Aufstellung bolschewistischer Bürgerkriegsarmeen in China. Das sind einige Stichworte nur für das fernöstliche Zeitgeschehen. Ernstere Meldungen noch: Sowjetagenten als Anstifter von Meutereien und Bandenzügen auf mandschurischem Gebiet; geheime Verhandlungen von Komintern-Agenten mit den Mongolenführern an den mandschurisch-mongolischen Hsingan-Provinzen; Sowjet-Beistandspakt mit der Mongolei ... Als sich im Dezember der verräterische Tschanghsueliang des Marschalls Tschangkaischek bemächtigte, erkannte man sofort die Hand Moskaus, die den Bestand des roten Regimes in der letzten bolschewistischen Provinz Chinas, in Schensi, gefährdet sah.

Die Hauptstoßrichtungen

Seit der Inbesitznahme Mandschukuos ist die japanische Festlandspolitik defensiv. Japan will den Frieden, vor allem mit China. Moskau aber sabotiert diesen Friedenswillen nicht nur, es arbeitet nicht nur systematisch an der Störung aller Beziehungen Japans zu den anderen, am Fernen Osten interessierten Mächten, es vollzieht – und glaubt sich dabei unbemerkt – den strategischen Aufmarsch gegen die nordchinesischen Provinzen. Das ist die Flankendrohung gegen die Mandschurei von Nordwesten, ist Angriff. Japan bezog inzwischen Riegelstellung, indem es seine Soldaten in die Provinzen Tschachar, Süiyan und Ningsia entsandte. Auch die chinesische Zentralregierung traf militärische Maßnahmen, die der Gefährdung der chinesischen Nordprovinzen durch die Moskauer Offensivprojekte entgegenwirken sollen.

Lokomotive und Motor

Inzwischen sind weitere technische Einzelheiten der sowjetrussischen Pläne bekannt geworden, die beweisen, daß Moskau seit dem Abschluß des Beistandspaktes mit der Mongolei im vergangenen Jahre nicht müßig geblieben ist. Sie betreffen die Straßenbauten in der Mongolei und deren Anschluß an die große transsibirische Bahn. — — Der transmongolische Verkehr des alten zarischen Rußland hatte sich im wesentlichen auf der alten Teestraße vollzogen, die von Kalgan an der chinesischen Grenze in nordwestlicher Richtung über Ude und Urga nach Kjachta an der russischen Grenze führte. Diese kürzeste Verbindung erstreckte sich immerhin noch über 1200 Kilometer. Ein um 150 Kilometer längerer, weniger benutzter Karawanenweg zwischen Kalgan und Kjachta führte westlicher über Sair-Ussu, von wo auch eine andere, nach Westen führende Straße abzweigt, die Kalgan über Uliasutai mit Semipalatinsk, dem großen russischen Eisenbahnknotenpunkt verbindet. Diese drei alten transmongolischen Straßen spielen heute in den sowjetrussischen (motorisierten) Plänen die ausschlaggebende Rolle, weil sie über Kalgan direkt auf die nordchinesische Hauptstadt Peiping und weiter auf den Hafen von Tiensin zuführen. Zu ihrem Ausbau haben die Sowjetrussen in der Mongolei eine Arbeitsdienstpflicht eingeführt, die die Altersklassen zwischen 17 und 45 Jahren umfaßt. Mit fünf neuen Eisenbahnlinien arbeitet sich Moskau von Westen her an die Mongolei heran. Zu diesem Programm gehörte zunächst die Gleisverdoppelung auf den transsibirischen Anschlußstrecken Orenburg —Taschkent (2069 Kilometer) und Nowosibirsk—Jlisk (2700 Kilometer), die die eigentliche Basis für den strategischen Eisenbahnaufmarsch gegen die Mongolei bilden. Von der letztgenannten Strecke werden nicht weniger als vier neue Bahnen

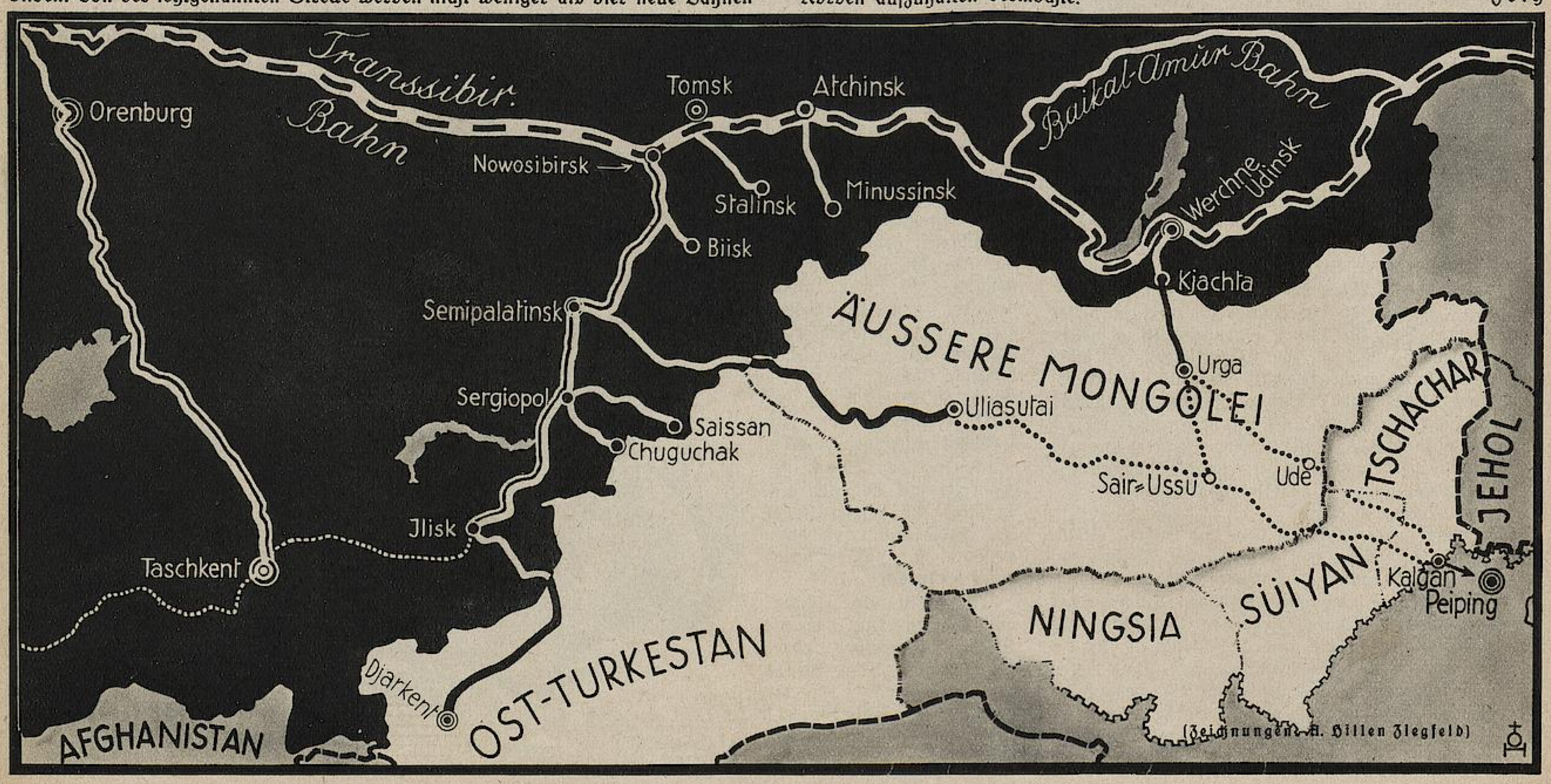
in östlicher Richtung gegen die Mongolei vorgetrieben: Semipalatinsk—Uliasutai (2000 Kilometer), Sergiopol—Saissan (700 Kilometer), Sergiopol—Chuguchak (400 Kilometer) und Jlisk—Djarkent (450 Kilometer). Dieser Aufmarsch wird im Norden ergänzt durch eine 900 Kilometer lange, ebenfalls im Bau befindliche Bahn Werchne Udinsk—Urga. Urga ist die mongolische Hauptstadt. Moskau unterhält überdies bereits eine regelmäßige Fluglinie zwischen Urga und Werchne Udinsk. Das skizzierte Eisenbahnnetz aber wäre unvollständig, wollte man nicht noch die drei Stichbahnen erwähnen, die von Nowosibirsk nach Biisk, von Tomsk nach Stalinsk und von Atchinsk nach Minussinsk, ebenfalls auf die mongolische Grenze zuführen, d. h. den Anschluß sicherstellen an die großen transmongolischen Straßenbauten, an das motorisierte Aufmarschsystem gegen Nordchina.

Technischer Wettlauf

Man versteht, warum auch die Japaner jetzt Eile an den Tag legen. Zu ihrem Gegenprogramm gehört die Durchdringung der nördlich der chinesischen Mauer liegenden mongolisch-chinesischen Provinzen Tschachar, Süiyan und Ningsia, die seit Ende Juli 1936 in Angriff genommen worden ist. Es gehören auch die weitreichenden Eisenbahnbaupläne Japans in den chinesischen Nordprovinzen dazu; Pläne übrigens, die von dem Bestreben nach unmittelbarer chinesisch-japanischer Zusammenarbeit getragen sind. Die Entfernungen sind für Japan nicht so groß wie für die Sowjetunion. Aber man darf es begreiflich finden, daß die Japaner nichts verabsäumen wollen, was sie zum Schutz ihrer Interessen in Mandschukuo und schließlich auch gegenüber einer sowjetrussischen Bedrohung Nordchinas tun können. Um so mehr, als bereits die sowjetrussischen Rüstungen an der mandschurischen Nord- und Ostgrenze ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen müssen.

Der Berichterstatter der „Times" in Peking hat unlängst auf einer Reise nach Norden festgestellt, daß — wenn das japanische Programm gelänge (und es sei ein Programm chinesisch-japanischer Zusammenarbeit!) — vom Stillen Ozean bis nach den Bergwäldern Innerasiens eine neue „Große Mauer" entstehen würde, die wahrscheinlich noch wirksamer als einstmals die alte ein Vordringen aus dem Norden aufzuhalten vermöchte.

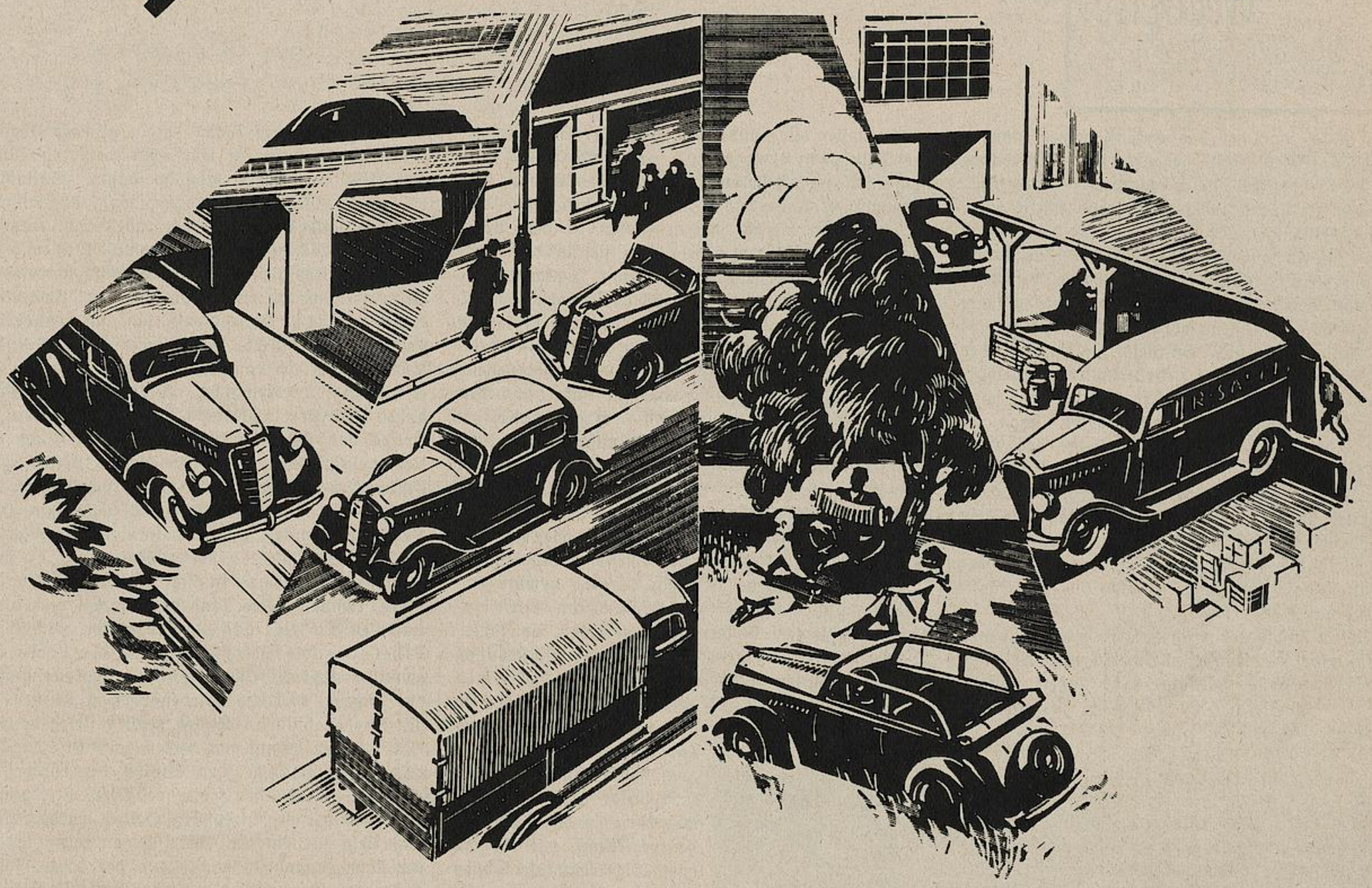
Zeitz



UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0167
gefördert durch Baden-Württemberg

ES SIND 400.000

OPEL-Wagen, die in Deutschland Tag für Tag ihren Dienst pflichttreu erfüllen. –



400.000 Opelwagen laufen in allen Gauen, in allen Gegenden der Heimat - im Gebirge, in der Ebene, auf dem Beton der Autobahnen, dem Asphalt der Großstädte, auf Kopfsteinpflaster und auf Landwegen.

400.000 Opelwagen, die tagein, tagaus ihre Aufgaben erfüllen, bei größter Kälte - bei drückender Hitze.

400.000 zufriedene Besitzer, denen ihr OPEL in Arbeit und Freizeit als treuer und zuverlässiger Kamerad zur Seite steht.

Ja, die Zuverlässigkeit dieser 400.000 Wagen – begründet durch die Güte des verarbeiteten Materials, die ausgereifte Konstruktion und die deutsche Wertarbeit – ist für jeden OPEL-Besitzer die beste Garantie.

Wer OPEL fährt, weiß, daß Hunderttausende gleich ihm Tag für Tag die Vorteile nützen, die OPEL bietet in Leistung, Wirtschaftlichkeit und Preis.

OPEL *der Zuverlässige*

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0168
gefördert durch Baden-Württemberg

Kreuzer „Emden" fährt nach Ostasien

Sonderbericht vom ersten Teil der Weltreise: „Von Istanbul zum Roten Meer"

von Leutnant z. S. Hockemeyer

Heiß ist es, man hat das Gefühl, heißer kann es beim besten Willen nicht mehr werden. Die Sonne prallt an Deck oder auf das ausgebrachte Sonnensegel, die Windfänger stecken aus den Bulleyes, um ja jeden Windzug aufzufangen und in das glühend heiße Schiff zu leiten, das in seinen Stahlplatten die Wärme festhält, als müßte sie noch für den nächsten Winter in der Heimat vorhalten. Auch des Nachts kühlt es kaum ab, wo soll auch die Wärme bei einer Wassertemperatur von 30 Grad Celsius hin? So bleibt als einziger Weg der der Gewöhnung, und der, daß das Leben zwangsläufig um einige Takte langsamer vor sich geht. Sich dagegen zu wehren, wäre hoffnungslos, schon die Abwehr wäre eine Kraftvergeudung bei der Hitze. Aber alles ist relativ, auch das Empfinden für die Wärme. Wenn das Thermometer einmal unter 31 Grad im Schatten sinkt, atmet alles erleichtert auf und freut sich, wie schön kühl es doch geworden wäre. Wie war das doch mit den Hitzeferien in der Schule? 25 Grad im Schatten, da würde uns jetzt schon die erste Gänsehaut über den Rücken laufen.

In diesem Zustande sitze ich nun in meiner Kammer, der Ventilator braust mir alle verfügbare Luft mit full speed ins Gesicht, was aber nicht hindert, daß die Tropfen in gleichem Rhythmus davon herunterrieseln. Ich tröste mich damit, daß Schwitzen außerordentlich gesund sein soll und denke in stiller Sehnsucht an die Tage zurück, als es doch noch so herrlich kühl war.

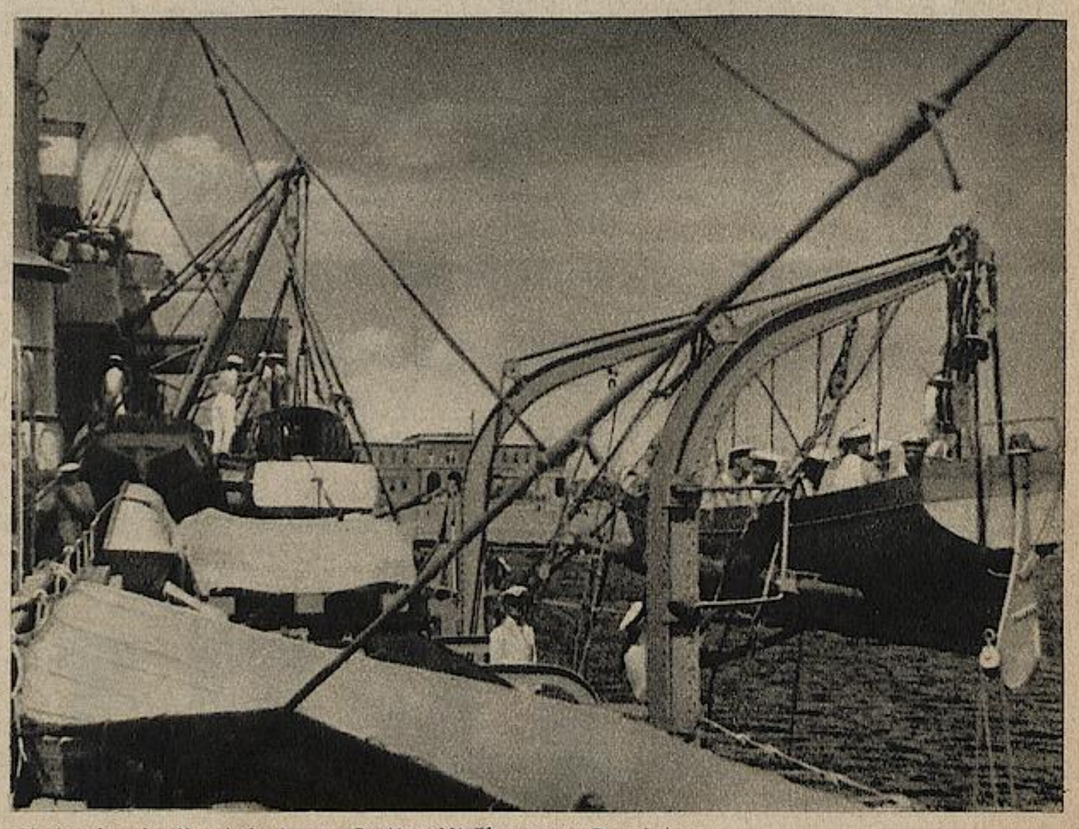
Es ist doch schon wieder eine lange Zeit her, seit wir vor dem wundervollen weißen Dolma bagche, der Sommerresidenz des ehemaligen Sultans und heute des Gazi, Kemal Atatürk, vor Anker lagen, die sich lang ausdehnende Stadt Istanbul, früher einmal Konstantinopel, auf beiden Seiten des Bosporus vor Augen, Lateinersegel um uns herum, verheißungsvoll und Märchenerinnerungen aus Kinderzeiten erweckend. Aber so schön die Tage in Istanbul waren, die Zeiten der Märchen aus Tausendundeiner Nacht sind vorüber, endgültig und unwiederbringlich. Sagen wir mal für alle Sinne außer dem Geruchssinn, der allerdings reichlich für alles nicht mehr Orientalische entschädigen kann. Man ahnt als harmloser Mitteleuropäer gar nicht, welche Vielfalt von Gerüchen überhaupt möglich ist, ein Coctailmixer würde neidvoll erblassen, wenn man das hier auch auf den Geschmackssinn ausdehnen könnte.

So laufen wir stundenlang durch die Stadt, immer der Nase nach, denn wo die uns hinführt, da muß noch etwas von unserer Vorstellung des Orients, des Osmanischen Kaiserreiches übriggeblieben sein. Und sie führt uns richtig, mitten hinein in den Basar jenseits des Goldenen Horns, das tief in die Stadt einschneidet. Was ist nun der Basar? Bestimmt keine Epa und kein Woolworth, höchstens in bezug darauf, daß sich nichts ausdenken ließe, was man dort nicht irgendwie einhandeln könnte. Er ist beinahe ein Stadtteil für sich, lange gedeckte Gänge, eng, überquellend von Lauten und Menschen, rechts und links der Gassen winzige Läden, vor denen dann noch gewöhnlich die fliegende Konkurrenz ihr Lager aufgeschlagen und sämtliche Herrlichkeiten auf dem Erdboden ausgebreitet hat. Ein Jahrmarkt in Deutschland dauert schließlich nur eine gewisse Zeit, aber hier geht es tagaus, tagein. Unnachahmlich bleibt die Geschicklichkeit dieser Händler, die sich aus allen Nationen des Ostens rekrutieren, für ihren Kram Reklame zu machen. Eine gewisse Anerkennung für eine derartige Zähigkeit kann man diesen Leuten in seinem Innern nicht versagen, vor allen Dingen nicht ihren Sprachkenntnissen. Türkisch, deutsch, daitsch, griechisch, französisch und englisch, was man haben will, von einem wird aufs andere übergegangen, und wenn man dann immer noch ihrem Eifer gegenüber taub bleibt, wird meist noch irgendeine andere Sprache hervorgekramt, mit der der hartnäckige Nichtkäufer in allen Tonarten überschüttet wird. Wir quälen uns mühsam mit ein paar Sprachen jahrelang in der Schule ab, lernen sie gewöhnlich dann so, daß, wenn wir uns überhaupt getrauen, ein Wort von der fremden Sprache von uns zu geben, der Angesprochene freundlich erwidert: Ich spreche auch deutsch. Und bei diesen Burschen hier im Basar ist der Wortschwall immer gleich schnell und ausdrucksreich, gleichgültig in welcher Sprache, mit dem man von der Einzigartigkeit und Billigkeit irgendeines drei- bis vierfach zu teuren Krams überzeugt werden soll. Ob das nun Strümpfe, Sarazenendolche, Teppiche oder aus russischen und griechischen Kirchen stammende Ikone sind, tut dabei gar nichts zur Sache. Hunderte dieser Läden und Verkaufsstände mit weit ausgebreiteten Sachen, die Vielfalt der Laute und Gerüche, die wild gestikulierenden Menschen, das ist noch ein Stück lebendigen Orients, wenn auch keine fezbedeckten Männer und verschleierte Frauen mehr durch die Gegend laufen.

Wenige hundert Meter davon gibt es auch noch einen Orient, aber er lebt nicht mehr, ist Museum geworden oder stirbt langsam dahin. Sultanserail, Aya Sofia, Moscheen, sie geben wohl der Silhouette des Stadtbildes das Gepräge, aber nicht mehr dem Leben, das sich um sie herum abspielt. Gewiß rufen noch die Hodschas in merkwürdig unmelodischen Gesängen von den entzückend schlanken Minaretts die Gläubigen zum Gottesdienst, sich auf wundervollen Teppichen gen Mekka zu beugen, aber es sind nur noch wenige, die dem Rufe folgen. Zwanzig Jahre tatkräftigen, zielbewußten Willens eines Mannes haben ein Volk und die Erscheinungsformen eines Volkes von Grund auf gewandelt, haben aus einem Nationalitätenstaat, dessen Wesen und Politik religiös bestimmt war, einen Nationalstaat gehämmert, dessen Beginn auf Entsagung und Kampf aufgebaut ist. Als Deutschland unter den Revolutionsregierungen den selbstverständlichsten Lebenswillen eines Volkes im Kampfe der Freikorps in Acht und Bann tat und verfolgte, kämpfte dieses Land noch einmal nach blutigen Kämpfen um seine Existenz und wurde belohnt. Kein Diktat, wie uns Versailles, konnte der Türkei aufgezwungen werden, sein endgültiger Friedensschluß war der einzige wirkliche Friedensvertrag in der Reihe der Friedensschlüsse, die den großen Krieg beendeten. Und wie der Kampf nach außen, so wurde der Kampf nach innen geführt. Der Einfluß der Kirche wurde rigoros unterbunden, die religiöse Kleidung der Unmassen der verschiedensten Sekten wurde verboten, man sieht z. B. in der Türkei keinen roten Fez mehr, der Regierungsbesitz wurde aus der lauen Luft des Goldenen Horns in die herbe Bergluft Anatoliens verlegt, eine neue Hauptstadt, Ankara, ist im Wachsen. Ein neuer Staat ist entstanden, der nichts mehr mit dem Osmanischen Kaiserreich zu tun haben will.

Nur noch historisch gesehen stoßen in Istanbul die Welten aufeinander. Pera, das Europäerviertel auf einem der sieben Hügel, auf denen dieses Rom des Ostens ebenso wie das Rom des — Westens erbaut wurde, stößt mit Galata zusammen, Galata, zum ersten Male wird mir der Brief des Paulus an die Galater ein Begriff, mit Stambul. Diese Stadt rechnet in Jahrtausenden, jede Epoche hat ihre Spuren hinterlassen für den, der die Augen hat, sie zu sehen. In der

Eine Division auf Stadtbesichtigung. Im Hintergrund die alte Stadtmauer von Istanbul



Einlaufen in Port Sudan. Kutter ist klar zum Aussetzen

Alle Fotos: Lt. z. S. Hockemeyer

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0169
gefördert durch Baden-Württemberg

Aya Sofia tragen die Säulen die herrlichen Kuppeln, die aus Tempeln in Rom und Ephesus geholt wurden, auf dem Platz, wo früher einmal Wagen- und Pferderennen unter den Augen byzantinischer Kaiser stattfanden, steht heute noch ein Obelisk, den dieselben Kaiser sich in einem ihrer vielen Kriegszüge aus Assyrien mitgenommen hatten, ebenso wie eine Bronzefigur drei sich umeinanderwindender Schlangen, auf deren Fuß die Namen der bei Platää kämpfenden griechischen Volksstämme eingeschnitten sind, und die einmal im Tempel zu Delphi stand. Wieder nur wenige Schritte sind es bis zur Hohen Pforte, von der wir so häufig gehört und niemals so recht gewußt haben, was eigentlich gemeint war. Es ist nichts anderes als unsere Wilhelmstraße, die Downingstreet der Engländer oder der Quai d'Orsay der Franzosen. Dicht daneben liegt der Serail, eine „Entführung aus dem Serail" muß bei den dicken und hohen Mauern ringsum tatsächlich auf einige Schwierigkeiten gestoßen sein, mit den Janitscharenunterkünften und dem Harem. Aber es ist eben alles nicht mehr Wirklichkeit, ist Requisit einer anderen, nicht mehr gültigen Zeit geworden.

Herzlich ist unser Empfang durch die hier lebenden Deutschen. Sie tun für uns, was sie nur irgend tun können, um uns die Tage so inhaltreich und schön zu machen wie nur irgend möglich. Da werden Stadtführungen für die gesamte Besatzung, Ausflüge zu den Prinzeninseln, wo früher einmal die Anzahl überflüssiger Prinzen sichergestellt wurde, veranstaltet, Einladungen in den Deutschen Klub und in die Botschaft ergehen, viele von uns werden, wie wir es nennen, wahrgenommen, d. h. finden privaten Anschluß. Es ist dieselbe Freude bei unseren Landsleuten hier wie in Bulgarien, die selbst aus Sofia zwölf Stunden mit der Bahn hinüberkamen, um wieder einmal auf deutschem Grund und Boden zu stehen. Es ist schwer, sich einen Begriff davon zu machen, was ein Kreuzerbesuch für die Deutschen im Auslande bedeutet; es ist mehr als eine willkommene Abwechslung in ihrem Dasein inmitten eines fremden Gastvolkes, es ist für sie das Erleben, das deutliche Vor-die-Augen-führen dessen, was Deutschland heute wieder ist, es ist das Wachrufen eines Stolzes auf die Zugehörigkeit zu diesem Volke, das durch einen Mann wieder stolz und stark gemacht worden ist, und es ist vieles mehr, was sich in Worten nicht ausdrücken läßt, was aber da ist und empfunden wird. Wie häufig haben wir es auf der vorigen Reise erlebt, daß Männern und Frauen, die seit Jahrzehnten nicht die Möglichkeit hatten, in die Heimat zu fahren und sie oft nie haben werden, die Tränen in den Augen standen, nur in dem Bewußtsein, dieses Schiff, auf dem du jetzt stehst, ist ein Stück Deutschland, ist ein Stück Heimatboden. Und wir, die wir vom Führer hinausgesandt wurden, sind dankbar und stolz, daß wir das alles sein und geben können, nicht als Einzelpersönlichkeiten, sondern als eine Gesamtheit, als die Vertretung unserer Nation.

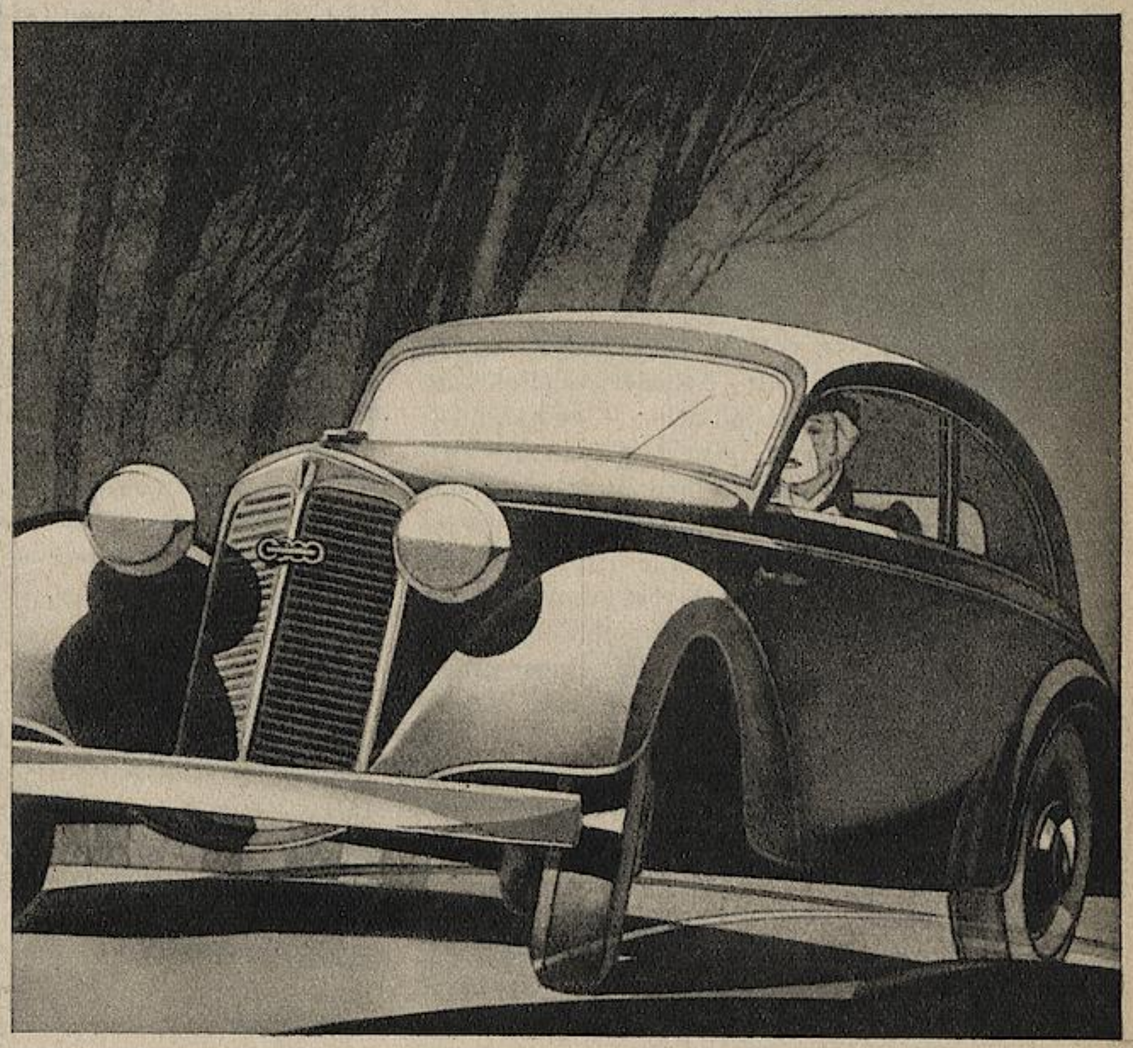
Durch die Dardanellen zurück, südlicher Kurs für Tage, fort von Europa. Port Said, der Eingangshafen für den Suezkanal von Norden, sieht uns nur für wenige Stunden, bis alle Formalitäten, die zum Passieren des Kanals notwendig sind, erledigt sind. Das Denkmal Lesseps', des Erbauers des Kanals, grüßt alle passierenden Schiffe und erinnert an die gewaltigen Opfer, die dieser Kanal, ähnlich wie der Panamakanal, gefordert hat. Deutsche Dampfer der Hansalinie aus Bremen erwarten mit uns ihre Abfertigung. Im Hafen die Unmenge der Bumboote, die irgend etwas an den Mann bringen wollen, Jungen, die nach Münzen tauchen, kurz, das übliche Bild aller größeren südlichen Häfen. Zuerst bei Tageslicht, dann mit einem am Bug angebrachten Scheinwerfer geht es durch den Suezkanal. Jubelnd werden wir von einem italienischen Transporter begrüßt, der von Abessinien kommt und in die Heimat geht. Der danebenliegende Franzose macht offensichtlich große Augen. Durch weite, öde Flächen zieht sich der Kanal unter Ausnutzung der auf der Strecke liegenden Seen. Bei Ismailie passieren wir ein britisches Denkmal auf afrikanischer Seite, errichtet zum Gedenken an die Kämpfe hier gegen Deutsche und Türken, die an drei Stellen diese Schlagader des britischen Weltreiches überschritten hatten, sich aber dann nicht halten konnten. Wo haben wir Deutsche während des großen Krieges nicht geblutet?

Während dieser Fahrt wird es von Stunde zu Stunde wärmer. Der Übergang von den Subtropen zu den Tropen vollzieht sich in wenigen Stunden. So leiden wir zuerst wohl mehr unter der Hitze als unter normalen Umständen. Der Swimmingpool Port Sudans hat in der Zeit seiner Existenz wohl kaum eine derartige Menge Kühlungsuchender zusammen gesehen, wie in den Tagen, in denen der Kreuzer „Emden" in diesem Haupthafen des riesigen Gebiets des Sudans vor Anker lag. Die Engländer freuen sich offensichtlich, daß wir Abwechslung in ihr Dasein unter glühender Sonne bringen. Fußballspiele, Regatta, Schwimmfest, an jedem Tage ist irgend etwas vorgesehen. Immer wieder freuen wir uns, in den Engländern nette, frische Kameraden zu finden.

Der Tropenhelm wird zum ersten Male an Land getragen, für Bordzwecke ist das Ding zu empfindlich und auch überflüssig, denn da laufen wir unter dem Schutze des Sonnensegels herum. Der Anzug an Bord ist schon seit Tagen: Sporthose, Sporthemd, Mütze, des Nachts schläft ein großer Teil der Besatzung an Oberdeck. Die Abende hier unten in den Tropen können mit ihren wundervollen Farben die Hitze des Tages vergessen lassen, in diesen Breiten sind die Farben andere, nicht intensiver als bei uns im Norden, aber vielfältiger noch und von einer bezaubernden Zartheit. Mit Temperafarben könnte man sie vergleichen. Und die Nächte? Wird nicht erfüllt, was wir uns als Jungen erwünscht haben, das Schlafen unter freiem Himmel? Es ist schon schön, am Abend in seiner Hängematte zu liegen, in den fast immer sternklaren Himmel zu gucken und alle die vielen Eindrücke, die jeder Tag von neuem bringt, noch einmal an sich vorüberziehen zu lassen. Da sieht man noch einmal die braunen hageren Sudanesen in ihrem schneeweißen sauberen Burnus, den unendlich kompliziert gewickelten Turban auf dem Kopfe, auf den Backen irgendwelche Schnitte, meist drei auf jeder Seite, die ihre Stammeszugehörigkeit kennzeichnen, oder das dürre, langbeinige Kamel, das da heute schwerbeladen durch die niedrigen Eingeborenenhäuser geführt wurde, „zog ein Mann durchs Syrerland, führt ein Kamel am Halfterband", und man wird sich dann auch wieder einmal dessen bewußt, wie gut es einem geht, durch die Welt fahren zu dürfen, Menschen und Dinge zu erleben, die für die meisten ein sehnsüchtiger Traum bleiben.

DKW

ein schöner Wagen!



Berühmt die einzigartige Wirtschaftlichkeit und große Leistung des Zweitakt-Front-Motors.

Bekannt die sprichwörtliche Fahrsicherheit durch die tiefe Schwerpunktlage, Frontantrieb, Einzelradlenkung und „Schwebeachse" bei großem Radstand.

Bewährt die zuverlässige Startbereitschaft auch im strengsten Winter, ein Vorzug des DKW-Zweitakt-Motors mit seiner Dynastart-Anlage.

Stolz und zufrieden sind die Besitzer der

DKW

EIN ERZEUGNIS

DER AUTO UNION

Meisterklasse

AB RM. 2350.– AB WERK

D 1356/111

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0170

gefördert durch Baden-Württemberg

Die neue Kavallerieform

Über die Wirksamkeit der Kavallerie im Kriege ist sehr viel gestritten worden.

Worin lag die Schuld an der Zwiespältigkeit und Unsicherheit des Urteils?

Obwohl der russisch-japanische Krieg die Schwierigkeit der Kavallerie bereits gezeigt hatte, zog man in allen Ländern nicht die notwendigen Schlüsse daraus, eine Tatsache, die 1914 sich bemerkbar machte. Der Einsatz der großen Kavalleriekörper, auf den die Russen übrigens wider Erwarten vollständig verzichtet hatten, erfolgte im allgemeinen in verzettelter Form. So waren die deutschen Kavalleriedivisionen im Westen, die ursprünglich auf dem entscheidenden rechten Heeresflügel stehen sollten, um ihn beweglich zum weitausholenden Stoß zu machen, nebeneinander aufgebaut. Dadurch wurde ihr Einsatz nicht von einer Generalidee abhängig gemacht, sondern von der Auffassung des jeweiligen Befehlshabers. Als man sie dann brauchte, wurden ihr so große Märsche zugemutet, daß sie in mehr oder minder starker Form ihnen erlag. So stand in den entscheidenden Tagen an der Marne eigentlich nur eine Kavalleriedivision am wichtigen Flügel, obwohl es fast zehn — nach Schlieffen — hätten sein können. Dazu kam, daß die Beigabe von Unterstützungswaffen nach überholten Gesichtspunkten erfolgte. Ähnliche Ergebnisse haben auch die Franzosen in ihren drei Kavalleriekorps Bridoux, Sordet und Buisson zu verzeichnen. Als Sordet den Engländern im August 1914 beispringen sollte, mußte er, völlig marschunfähig geworden, tagelang in Ruhe gehen, und Buisson war zur gleichen Zeit durch ähnliche Märsche unbeweglich geworden.

Die Ergebnisse der Kavallerieverwendung im großen Kriege waren Wasser auf die Mühlen derjenigen, die in Zukunft von einer Kavalleriewaffe nichts mehr wissen wollten.

Man hätte nun annehmen können, daß damit das Ende der Kavallerie überhaupt gekommen wäre. Seltsamerweise hat aber bis heute kein Staat auf seine Kavallerieformationen verzichtet. Die Fanatiker der Motorisierung mögen noch so viel sprechen, die leitenden Stellen aller Heere sind ihrem Vorschlag, Schluß mit der Kavallerie zu machen, gegenüber taub geblieben.

Sehen wir uns eine moderne Kavallerieformation an und vergleichen wir sie mit dem Vorkriegsregiment. Seinen reinen Säbelschwadronen gegenüber ist das Bild von heute völlig verändert. Dabei mag eingeschaltet werden, daß wir hier nur noch die Kavallerieverbände von heute im Auge haben, die dem Charakter der Kavallerie noch einigermaßen entsprechen und die nicht in motorisierte oder mechanisierte Regimenter umgewandelt sind.

Bei Kriegsende behielten die Franzosen fünf Kavalleriedivisionen bei. Heute haben sie diese auf drei Divisionen verringert, während aus den anderen leichte mechanisierte Divisionen geworden sind. Auch die verbliebenen sind nicht reine Kavallerieverbände geblieben. Sie setzen sich vielmehr aus je zwei reinen Kavalleriebrigaden zusammen, die aus je zwei Kavallerieregimentern bestehen. Das französische Regiment besteht aus vier Reiterschwadronen mit je 12 lMG.'s, einer Maschinengewehrschwadron mit 12 sMG.'s und einer Begleitwaffeneskadron, die zwei Minenwerfer und ein Kavalleriegeschütz führt. Die Hauptkraft der neuen französischen Kavalleriedivision liegt aber neben einem ganzen reitenden Artillerieregiment in ihren motorisierten Kräften. In einem sogenannten Regiment gefahrener Dragoner, das sich aus drei Bataillonen zusammensetzt, stehen je drei Schützeneskadrons und je eine MG.- und Begleitwaffeneskadron mit 12 sMG.'s, zwei Minenwerfern und ein Geschütz. Eine Panzerkraftwagenabteilung enthält 36 Panzerkraftwagen und eine schwere Artillerieabteilung 16 lange 10,5-Zentimeter-Kanonen.

Das italienische Regiment ist heute in zwei Halbregimenter gegliedert. Es besteht aus drei Säbelschwadronen mit je 12 lMG.'s und einer MG.-Schwadron mit 9 sMG.'s. Die fünfte Schwadron führt leichte Tanks, insgesamt 15 Wagen. In Belgien stehen neben den Säbelschwadronen Radfahrer und Kraftradgruppen sowie eine Kompanie leichter Tanks.

Man sieht aus diesen Beispielen, daß die Kavallerieform von heute wesentlich andere Züge trägt als vor zwanzig Jahren.

Die Aufgaben, die der neuen Kavallerie gestellt werden, haben sich nun zum Teil ganz wesentlich gewandelt. Am konservativsten ist man in dieser Beziehung noch im Osten, wo selbst der Gedanke an die Attacke noch nicht gestorben ist, trotzdem sieht man auch hier in dem gemeinsamen Einsatz der Reiterei mit modern organisierten mechanisierten Kräften an den Flanken des Gegners günstige Einsatzmomente. So kann man immer wieder feststellen, daß der Sowjetrusse in allen seinen Manövern sehr stark Kavallerie einsetzt, die speziell beim Angriff und bei der Verteidigung von Flußläufen, im Kampf bei Nacht und in Ortschaften, in der Aufklärung und Sicherung sehr Wesentliches leistet.

Bezüglich der Aufklärung, soweit es sich um die große operative handelt, hat der motorisierte Aufklärungsverband dem Kavalleristen den Rang abgelaufen. Der Motor ist in der Lage, damit ausgerüsteten Abteilungen schnell und auf große Entfernungen Aufklärungsergebnisse zu beschaffen. Einzelheiten wird die motorisierte Aufklärung nicht immer feststellen können, denn die Aufklärungsorgane sollen viel sehen und melden, ohne selbst gesehen zu werden. Man muß hinzufügen, „ohne selbst gehört zu werden". In diese Lücke, die zwischen der Eigenart des motorisierten Verbandes und der ihm gestellten Aufgabe liegt, wird heute wie morgen der Kavallerieverband seine Geltung haben. Darum wird man ihn auch immer bei großen Aufklärungsaufgaben, die nur im großen von der motorisierten Aufklärung geleistet werden können, heranziehen. Der Kavallerist reitet geräuschlos. Er fühlt sich auch im Gelände wohl, in dem der motorisierte Verband Schwierigkeiten hat. Er lacht über Sperren und Flußläufe, die sehr oft dem Motor ein Paroli bieten. Da die Aufklärung dauernd sein muß, das heißt nicht unterbrochen werden darf, ist es durchaus Sache eines Reiterverbandes, mit sogenannten Klebepatrouillen dem Gegner am Halse zu bleiben. Tagelang kann der Reiterverband auf diese Weise operieren, eine Aufgabe, die man dem motorisierten Verband mit seiner Abhängigkeit vom Nachschub nicht immer wird zumuten können.

Ihm kommt dabei zugute, daß die Nachrichtenübermittlung heute auch für ihn keine Schwierigkeit mehr bietet. Auf kurzen Strecken ist der Reiter auch heute noch ein idealer Meldeüberbringer. Die zahlreiche Beigabe von Nachrichtenmitteln gestattet neben den festen Nachrichtenmitteln des Kavallerieverbandes die laufende Weitergabe der Aufklärungsergebnisse an den Befehlshaber auf alle Entfernungen.

Die Kavallerie muß für ihre Zukunftsaufgaben ihre Beweglichkeit erhalten, ihre Marschleistung steigern und in der Lage sein, den eventuell gepanzerten Aufklärungsgegner bekämpfen zu können. In richtiger Friedensschulung wird man die Marschleistung heben können. Es sind in Dauerleistungen, ohne die Pferde zu überanstrengen, speziell von amerikanischer und russischer Seite sehr wesentliche Erfahrungen gesammelt worden. Die Kavallerieorganisation muß Fahrzeuge in sich schließen, die den Einsatz nicht übermäßig erschweren. Viele ihrer Fahrzeuge sind heute noch zu schwer, als daß sie einer gesteigerten Marschleistung fähig wären. Vollständige Verlastung auf dem Pferd oder auf geländegängigen Motorfahrzeugen kann hier viel helfen.

In seiner Taktik wird der Kavallerist sich auf einen Feind umstellen müssen, der auf Straßen schneller ist, in schwierigem Gelände aber mit Hindernissen zu kämpfen hat, die der Reiter nicht kennt. Die Verstärkung der reiterlichen Feuerkraft hat unter anderem auch zu dem Vorschlag geführt, in einer besonderen Schwadron über schwere MG.'s und in einer besonderen Geschützschwadron etwa 4,7-Zentimeter-Kanonen fest zuzuteilen, damit der Kavallerieverband in der Lage ist, nicht nur die Panzerabwehr (mit Panzergranaten), sondern auch die Bekämpfung von MG.-Nestern (mit Sprenggranaten) selbständig durchzuführen.

Das nirgends erkannte Kavallerieproblem von 1914 ist heute in der Lösung begriffen. Ist die endgültige Form des modernen Reiterverbandes erst fest umrissen, wird er auch allen Zufälligkeiten, denen er bei der Durchführung seiner Aufgaben ausgesetzt ist, begegnen können. Solange das Problem nicht hundertprozentig gelöst ist, ob eine motormechanisierte Truppe alle Aufgaben der Kavallerie übernehmen kann, solange wird der Kavallerist nicht aussterben. Man darf nur nicht den Fehler machen, ihm all das vorzuenthalten, was andere Waffengattungen mit Recht beanspruchen. —k—

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0171
gefördert durch Baden-Württemberg

STREIFZÜGE durch GARNISONEN

Ulm a.d./D.

Sie ist eine von den Städten, die einen nicht mehr loslassen, deren Bild irgendwie einmal wieder einem vor den Augen ersteht. Nicht, daß man sich an alles erinnerte, nicht, daß man wüßte, wo dieses oder jenes Bauwerk hingehört. Aber Einzelheiten bleiben im Gedächtnis. Eine kleine Gasse, hinter der sich kühn über einem Flüßchen eine Brücke wölbt, ein Wirtshausschild, ein altes Tor, zwei oder drei Menschen, mit denen man in dieser Stadt über diese Stadt, ihr Werden, ihr Wachsen, ihre Machtfülle, ihr warmes und blutvolles Leben sprach.

Da war der Doktor Kartaus. Zufallsbekanntschaft am blankgescheuerten Gasthaustisch. Vor ihm ein Schoppen Wein, vor uns ein Schoppen Wein. Aus den beiden Schoppen wurden mehrere, wurden viele. Das ist nicht wichtig. Wichtig ist, daß einer in diesen Stunden des Weins und einer frohen Erzählerfreude die Stadt Ulm, ihre Geschichte, das Wesen ihrer Menschen in seltener Klarheit erstehen ließ. Wichtig war, daß sich plötzlich die Wirtsstube weitete, daß aus dem Dunst der Tabakschwaden, die sich nebelhaft in dem niedrigen Raum ballten, Gesichter formten von Männern und ihren Werken. Es wuchs das Bild einer deutschen Stadt, besiedelt von deutschen Menschen, erschaffen in Arbeit, gehalten durch Not und Tod, verbrannt, geplündert, vernichtet — und doch immer wieder behauptet.

Es ist nicht die schöne blaue Donau, an der ein leicht beschwingtes Wien liegt, es ist die Donau, die sich bei Ulm erst richtig zu einem Strom entwickelt, die hier schiffbar wird. Dies mußte den Kaufmann reizen, die Tatsache, daß der Punkt an Iller und Donau strategisch günstig gelegen war, daß die Hügel ein weites Vorfeld beherrschten, den Kriegsmann. Kaufleute haben Ulm groß gemacht, Soldaten haben es immer verteidigt. Oder auch angegriffen, um die Stadt, die früh Bollwerk und Festung wurde, zu erobern. Lothar von Sachsen zerstört im Jahre 1130 die alte Stauferpfalz und die Vorstädte der Stadt, und es dauert noch nicht vier Jahre, bis der rote Hahn zum zweiten Male über Ulm seine feurigen Schwingen breitet. Und trotzdem — sie bauen die Stadt wieder auf, noch größer, noch schöner, noch wehrhafter. Sie haben frühzeitig gelernt, die Ulmer, daß man sein Glück verteidigen muß, daß man nicht leben kann, ohne eine Wehr in der Hand zu haben. Daß, wer im Wohlstand leben will, ihn schützen muß gegen den Griff der allzu Gierigen, der Abenteurer, die nichts zu verlieren, aber alles zu gewinnen haben. Nach Ulm strömt Geld, denn die Kaufherren treiben Handel mit Italien, schicken ihre Fuhrleute bis zum Rhein. Ulm bedeutet etwas in der Welt.

Es ist so, die Ulmer regieren sehr bald mit ihrem Geld ein Stück der damals kleinen Welt. Aber sie sitzen nicht auf ihren Geldsäcken, sondern sie legen es an, zum Schutz ihrer selbst. Die Stadt wird immer mehr zu einer starken Festung ausgebaut, und Generationen kommen und gehen, aber jede sorgt dafür, daß der Wall, der schon in früher Zeit errichtet wurde, immer stärker wird, daß nicht nur die Stadt wächst, sondern auch ihr granitener Gürtel. Bis 1300 hat die Stadtmauer einen Umfang von 1600 Meter, aber als sie sich ausdehnt, in die Breite wächst, da schafft man auch einen neuen Außenring, eine Mauer, die jetzt 3½ Kilometer lang ist. Sie wissen immer mit der Zeit mitzugehen, sie kommen weit in der Welt herum, die Ulmer. Sie hören von kommenden Dingen, sie überlegen frühzeitig, wie man neuem Geschehen entgegentreten kann. Was kann es sie schon aus der Fassung bringen, als da ein gewisser Berthold Schwarz das Pulver erfindet und mit diesem Pulver das Leben der Kanonen beginnt! Die mögen zwar schwere Eisenbrocken gegen die Mauern schleudern — aber dann muß man eben die Mauern stärker machen. Der Festungsbaumeister Hans Behaim sorgt dafür, daß die Ulmer hinter ihren Mauern beruhigt schlafen können. Und was Kanonen anbetrifft, sie können sich auch welche kaufen, und ihr Zeughaus ist eine Waffenkammer, mit der die Bürgerschaft bald durchaus zufrieden sein darf. Da stehen nämlich fein säuberlich ausgerichtet in Reih und Glied, im Lauf eines Jahrhunderts erworben, Falkonets, Kartaunen, Feldschlangen und Mörser, da lagern 2300 Gewehre. Die Gegenrechnung ist nicht uninteressant und zeigt, was die Ulmer Bürgerschaft leisten konnte. Für ihr Arsenal haben sie damals zwei Millionen Gulden ausgegeben, für die Bastionen, die sie im Jahre 1616 von dem holländischen Ingenieur Jan von Valkenburgh bauen ließen, legten sie noch einmal zwei Millionen Gulden auf den Tisch. Und das Geld dazu wurde nicht nur durch Steuern aufgebracht, sondern zum großen Teil durch freiwillige Gaben.

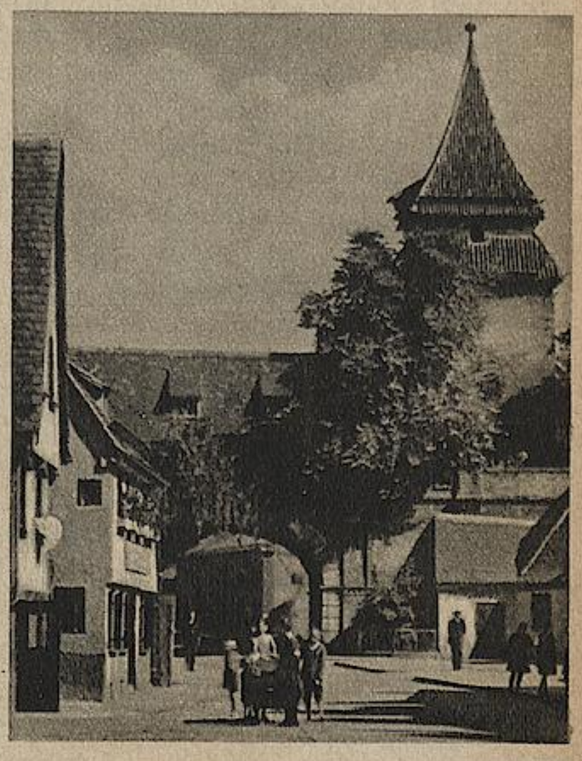
Ihren Bürgerstolz hatten sie viel früher schon in steinerne Tat umgesetzt: Als sie das himmelragende Münster schufen, an dessen gewaltigem Bau drei Generationen arbeiteten, und das im Jahre 1450 bis auf Kleinigkeiten fertig dastand. Von ihrer Wohlhabenheit zeugen heute noch die kostbaren Patrizierbauten, die für alle Ewigkeit errichtet scheinen, deren Material schlicht und einfach, aber dauerhaft ist.

Wenn die Ulmer schon sich Wälle, Bastionen und Wehrtürme bauten — selbstverständlich, daß sie auch Soldaten hatten. Und es war zu allen Zeiten immer eine ganz achtbare Kriegsmacht, die in den Mauern der Festung in Garnison lag. Als 1519 der schwäbische Bund gegen den Herzog Ulrich von Württemberg zieht, da sind von dem Bundesheer von 18 000 Mann 9000 allein aus Ulm. Auch die Stürme der Bauernkriege können der Stadt nicht viel anhaben, ihre Soldaten schützen den Handel gegen alle Übergriffe, und gegen den Versuch der Bauern, die Stadt zu belagern oder gar einzunehmen, gibt es nur ein Gelächter. Ulms Soldaten sind gern im Dienst des Rates und der Bürgerschaft, denn die Stadt sorgt gut für sie. Von der Fürsorge für das Militär sprechen heute noch die Soldatenhäuschen auf dem Wall, in denen die Söldner lebten. Schlimm konnte es nur werden, wenn die Garnison nicht da war. Auch das ist einmal vorgekommen und hat sich bitter gerächt. Im Jahre 1702 geschah es, daß die Ulmer Truppen in Diensten des schwäbischen Bundes außerhalb zu kämpfen hatten. Die Bayern machten sich diese Tatsache zunutze, kamen als Marktweiber verkleidet in die Stadt und nötigten den Magistrat zur Übergabe. Sonst immer leistete die Ulmer Garnison allen Belagerern heftigen Widerstand und ergab sich erst, wenn Matthäi am letzten war. Männer mit Namen in der Weltgeschichte haben die Festung Ulm berannt, unter ihnen Marlborough und Napoleon. Gegen den Korsen verteidigte sie der bayerische General Mack, mußte sie aber dem Feind übergeben. 1806 werden die Festungswerke geschleift, krachend zersprengt die Gewalt des Pulvers Wälle und Kasematten.

Zum letzten Male wird Ulm 1848 zu einer großen Festung ausgebaut. Großzügig ist alles angelegt, gewaltige Kasernenbauten entstehen, Kasernen, die zum Teil heute noch mit Militär belegt sind. Die Zitadelle der Stadt, die Wilhelmsburg, ist jetzt noch eine der größten Kasernen Ulms. Seit 1848 hat das Bollwerk Ulm keinem Ansturm der Feinde mehr zu trotzen brauchen. Aber trotzdem hörten die Bürger nach dem Weltkrieg das Krachen geballter Dynamitladungen. Das war damals, als „laut Versailler Vertrag" große Teile der Festungswerke gesprengt werden mußten, als aus den Trümmern des großen deutschen Volksheeres ebenfalls „laut Versailler Vertrag" eine kleine Truppe von 100 000 Mann erstand.

Der Vertrag von Versailles ist tot. Ulm aber lebt. Und in ihm wieder wie einst Soldaten, bereit zum Schutze des Vaterlandes. Mit ihnen, den Pionieren, den Artilleristen und den Leuten von anderen Truppengattungen, ist jetzt wieder neues, junges Leben in die alte Stadt eingezogen. Neues, junges Leben, das der alten Festung auch in unserer Zeit wieder Bedeutung sichert. Denn seit alters her - nicht nur Kaufleute, sondern auch Soldaten gehören zu Ulm, der Stadt, die jeder lieben wird, der einmal durch ihre Vergangenheit und Gegenwart wandert.

E. A. Schwarz



UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0172
gefördert durch Baden-Württemberg

ÖSTERREICHS heutige Wehrmacht

Der „Friedensvertrag" von Saint-Germain vom 10. September 1919 besiegelte das Schicksal der österreichisch-ungarischen Monarchie: Er legalisierte die Aufteilung des alten Habsburgerreiches unter die seinen Bestand bildenden Nationalstaaten und verlieh diesen die staatspolitische Selbständigkeit. Während aber bei diesem Vorgang die Sonderwünsche kleiner völkischer Minderheiten möglichst weitgehend Berücksichtigung fanden, wurde das elementare Lebensrecht der deutschblütigen und deutschsprachigen Bevölkerung des Donaustaates nicht beachtet. Durch eine gedankenlose, vielfach willkürliche Grenzgebung wurden Millionen deutschstämmiger Artgenossen fremden Staatswesen zugeschlagen, und was von dem Begriff „Österreich" übrigblieb, war ein Torso, der Rest der in sich geschlossenen, deutschstämmigen Bevölkerung zwischen Donau und Alpen, die dadurch auf ein Gebiet beschränkt wurde, dessen Ausdehnung etwa der alten Ostmark des 12. Jahrhunderts entspricht.

Allein trotzdem dieses rund 94 000 Quadratkilometer große Gebiet, dessen Gesamtbevölkerung nur etwa 6,7 Millionen Einwohner beträgt, von vornherein zur wirtschaftlichen wie zur politischen Ohnmacht verurteilt schien, zeigt schon ein Blick auf die Landkarte seine ungeheure Bedeutung für die Wechselwirkungen der europäischen Machtpolitik. Dieses rudimentäre Staatswesen wurde in Wahrheit zum Dreh- und Angelpunkt der sich vielfach überschneidenden Interessen der angrenzenden Nachbarstaaten. Dieses Land wurde zum Mittelpunkt Europas, nicht wegen seiner zentralen Lage inmitten unseres Kontinents, sondern weil sich in ihm die großen Kraftlinien der natürlichen Handelswege und Heerstraßen kreuzen. Österreich ist nicht nur das Bindeglied auf dem Wege zwischen den Nordstaaten und dem italienischen Süden, es bildet gleichzeitig auch den Übergang zwischen den großen Bevölkerungszentren des Rhein- und Donauraumes.

Am deutlichsten und krassesten zeigt sich der ganze Widersinn der willkürlichen Grenzgebung Österreichs in militärisch-geographischer Hinsicht. Österreich ist ein in Ost-Westrichtung hingelagerter Längenstaat, dessen Längsachse mit rund 500 Kilometern etwa doppelt so lang ist wie seine größte Breite, dessen Wehrtiefe in Ansehung seiner Gesamtausdehnung also viel zu gering ist und das Land jederzeit dem militärischen Zugriff hochgerüsteter Nachbarn aussetzt.

Man hätte daher annehmen dürfen, daß man diesem aus dem Zusammenbruch des alten Habsburgerreiches künstlich geschaffenen Reststaat wenigstens die militärischen Machtmittel belassen würde, deren er zur Verteidigung seines rund 2100 Kilometer langen, vielfach durch schwierigstes Gelände führenden Grenzverlaufs dringend bedurfte. Allein auch in dieser Hinsicht sollte der Wahnsinn die Feder führen, der alle den Weltkrieg beendigenden „Friedens"-instrumente zu Dokumenten des Hasses und der Gewalt stempeln sollte.

Die Heeresstärke, die der Staatsvertrag von Saint-Germain dem neuen Donaustaate bewilligte, beschränkte sich auf 30 000 Mann, die bei zwölfjähriger Dienstzeit in sechs gemischte Brigaden gegliedert wurden. Und wie in Deutschland wurden auch der österreichischen Wehrmacht alle neuzeitlichen Kampfwaffen wie schwere Artillerie, Kampfwagen und Militärflugzeuge ausdrücklich verboten. Die trostlose Wirtschaftslage des Landes gestattete ihm dabei durch Jahre hindurch nicht einmal, wenigstens diese geringe Militärmacht voll unter Waffen zu halten. Durch fast siebzehn Jahre hindurch war Österreich ebenso zur militärischen Ohnmacht verurteilt wie das benachbarte Deutschland, wurde es zum Spielball, zur reinen Schachfigur ohne wehrpolitische Selbständigkeit.

Der Akt, mit dem Deutschlands Führer und Reichskanzler das deutsche Volk von den überlebten Bindungen des Versailler Vertrages befreite und ihm die uneingeschränkte Wehrhoheit zurückgab, wurde auch für Österreich von richtungweisender Bedeutung: Wenige Wochen später, am 1. April 1936, erklärte auch Österreich von sich aus die Aufhebung der ihm durch den Vertrag von Saint-Germain geschmiedeten Fesseln. Mit diesem Entschluß aber beginnt für Österreich eine bedeutsame Entwicklung, die ihm die volle politische und militärische Unabhängigkeit sichern soll.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0173

gefördert durch
Baden-Württemberg

Bestand Österreichs Wehrmacht bisher aus nur sechs gemischten Brigaden, so sieht seine neue Wehrverfassung eine grundlegende Änderung des ganzen Heeresaufbaues vor. An Stelle dieser Verbände ohne ausreichende Kampfkraft treten in Zukunft acht Divisionen, darunter eine aus motorisierten und berittenen Truppen gebildete „Schnelle Division", ferner Luftstreitkräfte, Luftabwehrverbände und eine Anzahl heeresunmittelbarer Truppenkörper. Nach Erreichung ihres vollständigen Ausbaues wird man die Gesamtstärke dieses Heeresorganismus auf annähernd 100 000 Mann schätzen dürfen, mit Hinblick auf die Zahl der Gesamtbevölkerung gewiß eine beachtliche Kraftentfaltung!

Das österreichische Bundesheer besteht zur Zeit aus folgenden Verbänden und Formationen:

a) Infanterie. Ein Gardebataillon mit dem Standort Wien und 17 Infanterie-Regimenter (Nr. 1 bis 15, Tiroler Jägerregiment, Tiroler Landesschützenregiment), 5 selbständige (Jäger-) Bataillone, 4 Kraftfahr-Jägerbataillone.
b) Panzertruppen. Ein Bataillon.
c) Artillerie. Ein selbständiges Artillerieregiment und 6 leichte Artillerieregimenter (ein 7. in Aufstellung).
d) Reiterei. 2 Dragonerregimenter.
e) Luftstreitkräfte. 2 Fliegerregimenter, 1 Fliegerabwehr-M.G.-Kompanie, 1 Fliegerabwehrbatterie.
f) Pioniertruppe. 7 Bataillone, 1 Brückenbataillon, 1 Heerespionierabteilung.
g) Telegraphentruppe. 8 Telegraphenbataillone, 1 Heerestelegraphenabtlg., 8 selbständige Telegraphenzüge.
h) Kraftfahrtruppen. 7 Divisions-Kraftfahrabteilungen.

Besonders erfreulich ist es, daß die bisher gänzlich unzureichende Bewaffnung und Ausrüstung schon jetzt eine wesentliche Verbesserung erfahren hat. Durch die Einführung eines leichten Maschinengewehrs, der Maschinenpistole, des Minenwerfers und der Tankabwehrkanone hat die österreichische Infanterie endlich jene neuzeitliche Bewaffnung erhalten, die zur Bewältigung der vielfachen Aufgaben des modernen Krieges unerläßlich ist. Die Artillerie hat als mittleres Kaliber die schon im Weltkriege so bewährte 15-cm-Haubitze erhalten. An Kampffahrzeugen gibt es einen kleinen Zweimann-Tank und ganz neue, überaus geländegängige Panzerwagen. Die Luftstreitkräfte verfügen — entsprechend den vorwiegend defensiven Aufgaben des Heeres — vornehmlich über Aufklärungs-, Jagd- und Schulflugzeuge. Verhältnismäßig noch sehr gering ist die Zahl der verfügbaren Flugzeugabwehrwaffen, an deren Vermehrung jedoch intensiv gearbeitet wird. Sehr weit fortgeschritten ist dagegen bereits die Motorisierung auf allen Gebieten.

An der Spitze der österreichischen Wehrmacht steht das Bundesministerium für Landesverteidigung, dem die acht selbständigen Divisionen in taktischer wie organisatorischer Hinsicht unterstehen. Jede Division umfaßt 9 Infanteriebataillone, gegliedert entweder in 3 Infanterieregimenter oder selbständige Bataillone, einem leichten Artillerieregiment, einer aus schnellen Truppen gebildeten Aufklärungsabteilung, je einem Pionier- und Telegraphenbataillon und einer Luftschutzabteilung sowie den erforderlichen Nachschubverbänden und Anstalten. Die Standorte dieser Kommandostellen sind für die „schnelle", die 1. und 2. Division Wien, 3. St. Pölten, 4. Linz, 5. Graz, 6. Innsbruck, 7. Klagenfurt.

Der Ausbildungsgang im österreichischen Bundesheer beschränkt sich keineswegs auf das rein militärische Gebiet. Steht auch naturgemäß — und ganz besonders nach durchgängiger Einführung der einjährigen Dienstzeit — das soldatische Problem im Vordergrunde, so ist die junge Wehrmacht gleichwohl bemüht, auch als Pflanzstätte der Volkserziehung und der Körperertüchtigung zu wirken. In immer steigendem Maße legen daher die Ausbildungsvorschriften Wert auf die Steigerung der persönlichen Leistungsfähigkeit des Mannes, die durch eifrige Pflege der verschiedensten Sportarten innerhalb der Armee gefördert wird. Zur Erzielung eines fortgeschrittenen Ausbildungsgrades stehen die Truppenübungsplätze von Bruckneudorf-Kaisersteindorf (östlich Wien) sowie der des Dachsteingebietes zur Verfügung, welch letzterer vor allen Dingen der Schulung im Hochgebirgskriege bestimmt ist.

Eine Anzahl ausgezeichneter Heeresschulen vermittelt die weitere Ausbildung des Offiziers. Als solche sind zu nennen: Der höhere Offizierkurs, die Infanterie- und die Artillerieschießschule und der Kurs für Reit- und Fahrausbildung, sämtlich in Wien, sowie der Kurs für Körper- und Nahkampfausbildung in Wiener-Neustadt. Der Heranbildung des Führerersatzes dienen die altberühmte Theresianische Militärakademie in Wiener-Neustadt und die Militärmittelschule in Liebenau bei Graz.

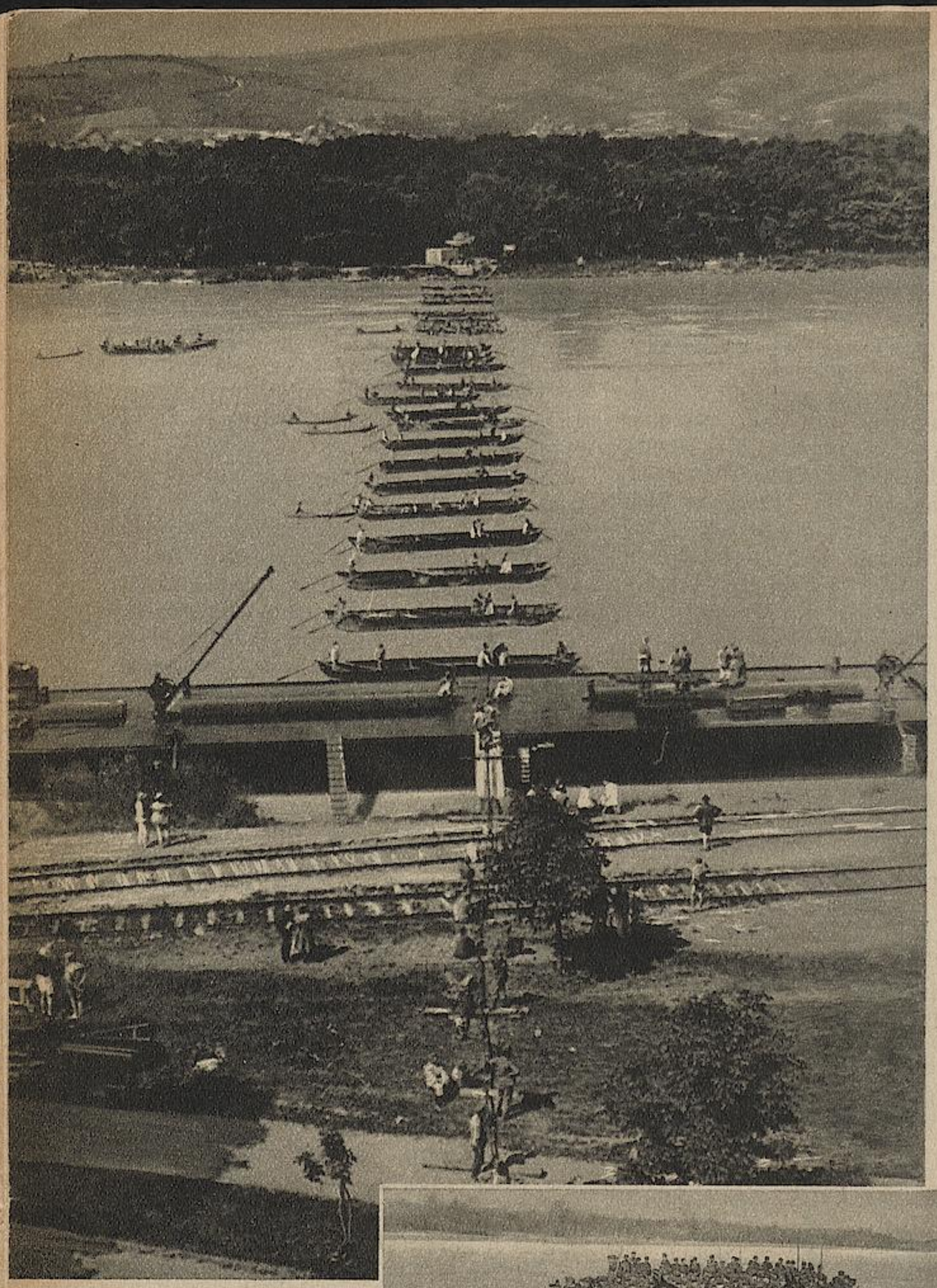
Dieser vor etwa Jahresfrist begonnene Wiederaufbau der österreichischen Wehrmacht ist ohne Frage der verheißungsvolle Anfang einer neuen wehrpolitischen Entwicklung. Daß dieser Aufbau mit noch größeren Schwierigkeiten zu kämpfen hat als etwa die Wiederaufrüstung des Deutschen Reiches, liegt in den wirtschaftlichen Sorgen Österreichs begründet. Bedenkt man, daß dieser Staat zu fast zwei Dritteln aus zwar landschaftlich hervorragend schönen, wirtschaftlich aber wenig produktiven Gegenden besteht, daß er daher nicht in der Lage ist, seine Volksernährung aus eigenen Mitteln zu organisieren und zu gewährleisten, daß es ihm an den wichtigsten Rohstoffen fehlt, daß er endlich zur Ausbeutung seiner natürlichen Bodenschätze auf die ausländische Kohleneinfuhr angewiesen ist, wird man erst begreifen können, welch ungeheure, kaum zu bewältigende Aufgabe sich die Männer gestellt haben, auf deren Entschluß Österreichs Heeresaufbau zurückzuführen ist.

Welche Bedeutung andererseits dem Heere als Wirtschaftsfaktor zukommt, erhellt am besten aus der Tatsache, daß im Jahre 1935 seitens der Heeresverwaltung in Form von Löhnen, Ausgaben und Bestellungen nicht weniger als 100 Millionen Schilling der Privatwirtschaft zugeführt wurden. Dabei waren es nicht allein die Großunternehmen der verschiedenen Industrien, die sich in diese Einnahmequelle geteilt haben. Auch zahlreiche kleine Gewerbetreibende und Heimarbeiter wurden mit derartigen Aufträgen bedacht, wodurch sie wieder zu Arbeit und Verdienst

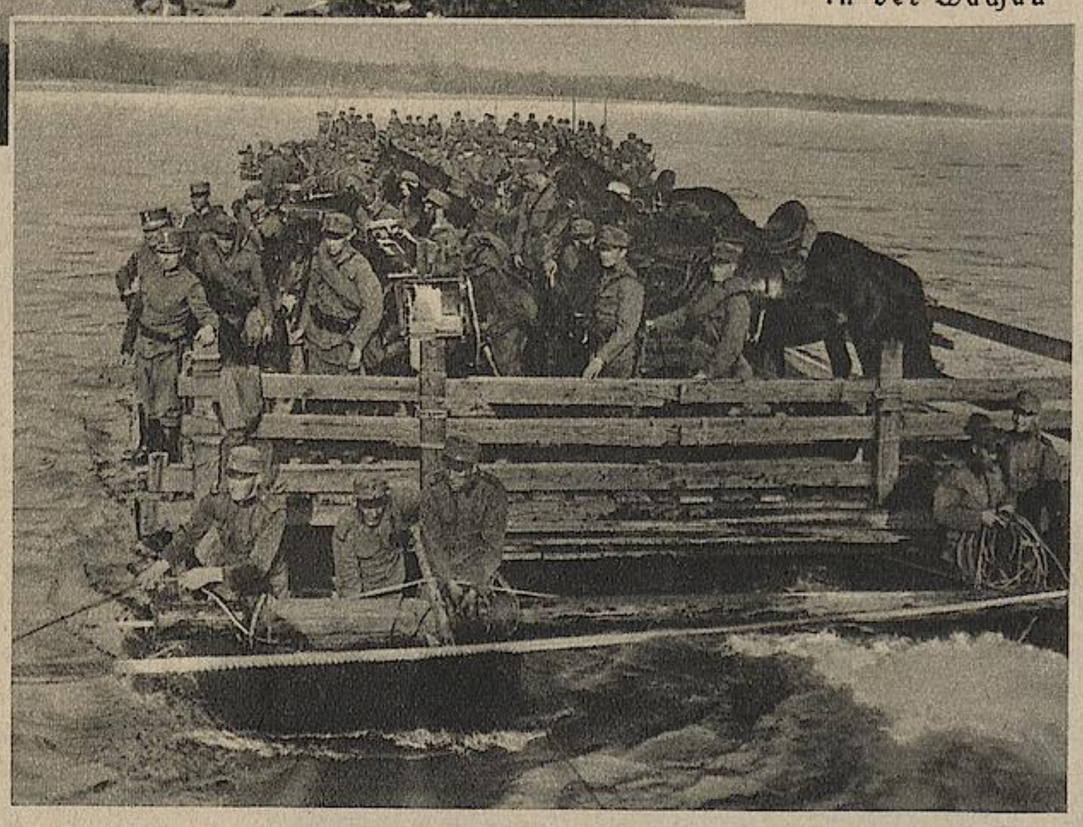
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0174

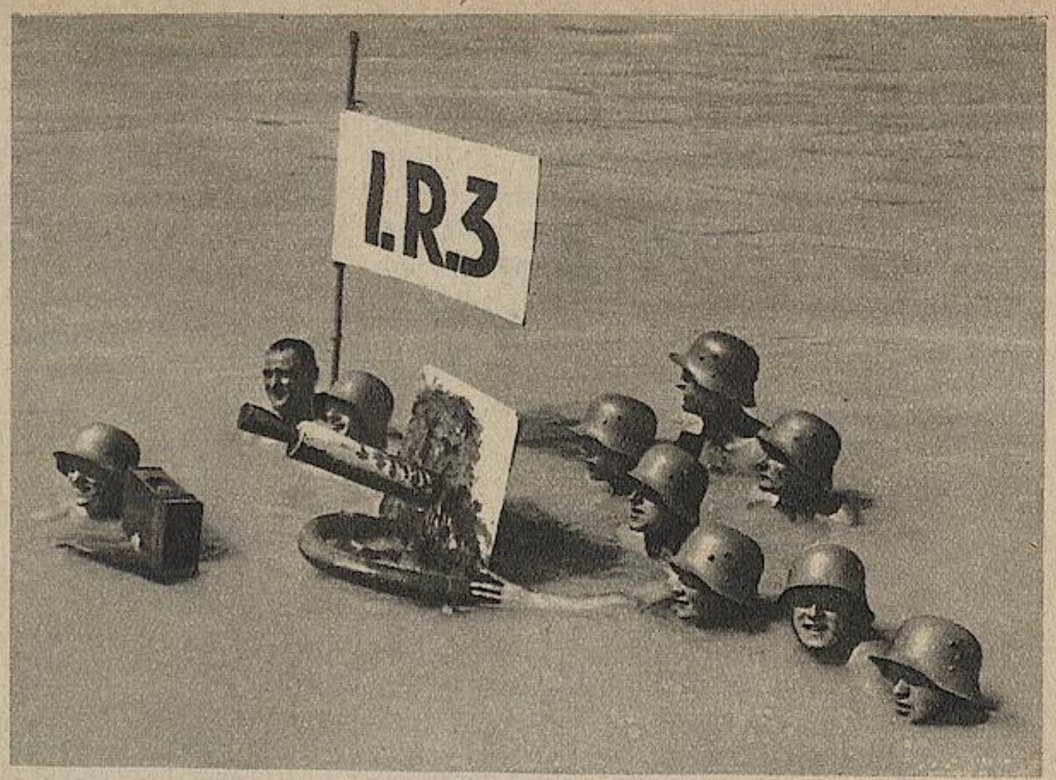
gefördert durch
Baden-Württemberg



Österreichische Pioniere



Aufnahmen:
Presse-Photo G. m. b. H., Berlin (2),
Presse-Bild-Zentrale (1), Weltbild (1)



Schwimmende Maschinengewehrabteilung bei einem Schwimmfest

Bild unten:
Bei einer Gefechtsübung in der Wachau

gelangten. Ein paar Zeilen mögen diese Angaben erläutern.

Im Jahre 1935 wurden u. a. für Heereszwecke in Auftrag gegeben:

200 000 Meter Schafwollstoff,
550 000 Meter Baumwollstoff,
320 000 Meter Leinenstoff,
20 000 Stück Decken,
45 000 Paar Schuhe,
30 000 vollständige Uniformgarnituren,
70 000 vollständige Wäschegarnituren,
15 000 Stück Zeltbahnen und für
700 000 Schilling Riemen- und Lederwaren.

Der Land- und Forstwirtschaft kamen im gleichen Jahre annähernd 18 Millionen Schilling für Heeresbedarf zugute, und zwar 840 000 Schilling für Pferdeankäufe, 14,2 Millionen für Heeresverpflegung, 2,3 Millionen für Futtermittel und über 1 Million für Lieferung von Holz zu Heiz- und Bauzwecken. Gemessen an der Gesamtbevölkerung also ganz bedeutende Beträge.

Für die österreichische Wehrmacht unserer Tage gilt ein Satz, der fast paradox klingt: Diese Wehrmacht ist zwar eines der jüngsten Heerwesen Europas, und dennoch eines mit der ältesten Soldatentradition! Denn in diesem Heere verkörpert sich die ruhmreiche, Jahrhunderte zurückreichende Überlieferung des alten kaiserlichen Heeres wie der k. u. k. Armee des Weltkrieges. Viele ihrer Regimenter reichen mit ihren Anfängen bis in die Tage Wallensteins oder des Prinzen Eugen zurück und gehören somit zu den ältesten Truppenteilen dieses Kontinents. Eines freilich hat sich grundlegend geändert: Was im Weltkriege die größte innere Schwäche der k. u. k. Wehrmacht bedingte, was unzählige Male zur Ursache manchen bitteren Vorwurfes geworden ist, ihre Zusammensetzung aus mindestens neun, nach Sprache, Kulturstand und Wehrwillen grundverschiedenen Nationen, ist mit dem Zusammenbruch des Kaiserstaates und seiner Armee verschwunden!

Österreichs heutiges Heer kann sich — und das ist vielleicht einer der wenigen glücklichen Umstände bei diesem mit so wenig Glück geschaffenen Staatswesen — auf eine in sich geschlossene, hochintelligente, volks- und rassenbewußte Bevölkerung deutschen Stammes stützen. Ja, sie ist vielleicht die einzige Armee der habsburgischen Nachfolgestaaten, die nicht mit fremdsprachigen oder artfremden Beimischungen zu rechnen hat. Und wie die Bevölkerung Österreichs durchweg deutschstämmig ist, so ist dies auch Österreichs junge Wehrmacht. Damit ist sie aber zugleich die einzige, die das Recht hat, die glorreiche Soldatentradition des deutschen Volkselements im Donauraum für sich zu beanspruchen und fortzusetzen.

Diese deutschblütige und deutsch empfindende Bevölkerung, diese Männer aus Ober- und Niederösterreich, aus Salzburg, Tirol und Vorarlberg, aus Steiermark und Kärnten waren zu allen Zeiten das natürliche Bollwerk der abendländischen Kultur gegen die von Osten anbrandenden Gewalten. Mehr als einmal im Ablauf der Jahrhunderte war es ihre Tapferkeit, an der sich der Ansturm fremder Eroberer gebrochen, die die westlichen Gebiete des deutschen Lebensraumes davor bewahrt hat, zum Schauplatz unnennbarer Kriegsgreuel zu werden.

Jene ruhmreiche militärische Vergangenheit lebt in der heutigen Wehrmacht Österreichs lebendig fort, drückt ihr schon äußerlich ihren Stempel auf. Wenn ihr selbständiges Artillerieregiment den Namen des bedeutendsten Artilleristen seiner Zeit, des Kaisers Maximilian I., trägt, wenn das Dragonerregiment Nr. 1 nach dem Namen des Prinzen Eugen von Savoyen benannt ist, wenn Namen wie Alt-Starhemberg, Maria Theresia, Daun, Erzherzog Karl, Andreas Hofer und Radetzky in den Regimentern der neuen Wehrmacht verewigt sind, wird dadurch eine Tradition belebt und aufrechterhalten, auf die jeder österreichische Soldat das Recht hat, stolz zu sein.

Und darüber hinaus lebt in dieser Wehrmacht der Geist von 1914, jener Geist eines ererbten, blutmäßigen Soldatentums, der aus der deutschen Bevölkerung des vielsprachigen Habsburger Reiches geradezu das Rückgrat der alten Armee gemacht hat. Jener Bevölkerung, die im Weltkriege neben den Ungarn die Hauptlast des Kampfes wie der Blutopfer auf sich genommen und bis zum Weißbluten, bis zur völligen Erschöpfung willig getragen hat.

Wie ungeheuerlich dieser Aderlaß am deutschen Blute gewesen ist, dafür mögen einige Zahlen als Beweise dienen: Die aus alpenländischer Mannschaft gebildete Edelweißdivision rückte im August mit rund 14 000 Köpfen ins Feld und war schon nach den Eröffnungsschlachten gegen Rußland auf 4000 Mann zusammengeschmolzen; durch Ersätze aus der Heimat wieder aufgefüllt, wurde sie anfangs Oktober wieder

Gut und preiswert kaufen Sie in KAISER'S KAFFEE GESCHÄFT

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0175
gefördert durch Baden-Württemberg

auf einen Stand von 13 000 Mann gebracht, um am Jahresende abermals nur wenig über 1500 (!) Gewehre zu zählen!

Daß diese erschütternde Tatsache jedoch keinen Einzelfall darstellt, wird erkennbar, wenn man die Gesamtverluste des deutschen Stammeselements der Donaumonarchie in Rechnung zieht. Bedenkt man, daß dieses innerhalb der k. u. k. Wehrmacht kaum 25 Prozent des Gesamtbestandes ausmachte, daß aber in deutsch-österreichischen Landen auf 1000 Bewohner nicht weniger als 29 Weltkriegstote entfielen, gewinnt diese Feststellung eine blutige, ungeheuer tragische Beleuchtung. Gemessen an der heutigen Bevölkerung Österreichs würde dies nichts anderes bedeuten, als daß dieser Staat von 6,7 Millionen Einwohnern nicht weniger als 194 300 Mann auf den Schlachtfeldern des großen Krieges geopfert hat!

Eine solche heldische Tradition ist aber untilgbar, kann niemals verwischt werden im Herzen eines Volkes. Und dieser gleiche Geist, der Geist der „Deutschmeister", der Tiroler Kaiserjäger und anderer ruhmreicher Regimenter der alten Armee, der Geist Prinz Eugens und des Feldmarschalls Radetzky lebt auch in der heutigen Wehrmacht Österreichs lebendig fort. Er ist die Gewähr dafür, daß dieses Heer auch in Zukunft niemals die große, historische Aufgabe vergessen wird, die ihm als östlichem Flankenschutz des deutschen Lebensraumes obliegt.

Wie es dieser guten soldatischen Tradition der österreichischen Wehrmacht entspricht, wird in ihr — allen Schwierigkeiten zum Trotz — auch heute ungemein zäh, hart und zielbewußt gearbeitet. Und es ist nicht daran zu zweifeln, daß diese Aufbauarbeit ihre segensreichen Früchte tragen wird. Den deutschen und den österreichischen Soldaten verbindet für alle Zeiten unlösbar: das auf hundert Schlachtfeldern des Weltkrieges gemeinsam und für das gemeinsame Schicksal vergossene Blut unzähliger gefallener Helden! Dr. W. Czermak

Die Seeschlacht im Pommerschen Haff

Eine ruhmreiche preußische Waffentat im Siebenjährigen Kriege

Wir schreiben den 10. September 1759. Ein schwacher Westwind treibt dicke Pulverschwaden über die wenig bewegte Wasserfläche des Pommerschen Haffs mit seinen niedrigen schilfbewachsenen Ufern, bis zu denen lebhafter Kanonendonner herüberschallt. Hin und wieder tauchen aus dem Pulverdampf Masten und Segel auf, es sind die preußische und die schwedische Flotte, die sich in heftigem Kampf gegenüberstehen. Das Treffen bei Neuwarp im Pommerschen Haff wird geschlagen, wo sich die Preußen voller Todesmut dem weit überlegenen Gegner entgegenstellten.

Zur Zeit des Großen Kurfürsten hatte es bekanntlich eine brandenburgische Flotte gegeben, die den kurmärkischen Adler auf fremden Meeren gezeigt hatte, die hohen Ruhm sich erworben hatte, als damals Brandenburg an der afrikanischen Küste festen Fuß faßte. Seitdem war es aber still geworden, nicht wieder hatte die Geschichte von brandenburgisch-preußischen Waffentaten zur See berichten können. Erst der Siebenjährige Krieg brachte es mit sich, daß Preußen zur Verteidigung seiner Häfen eine Flotte sich wiederschaffen mußte. Daß diese, in der Not der Kriegszeit entstanden, mangelhaft ausgerüstet, mit kaum geübten Seeleuten an Bord, sich einem weit überlegenen Gegner stellte und für Preußens Ehre Leben und Blut ließ, obgleich der Mißerfolg von vornherein feststand, beweist die Geschichte der Seeschlacht im Pommerschen Haff am 10. September 1759, die die Kriegsgeschichte als Seetreffen von Neuwarp verbucht hat.

Zu des großen Preußenkönigs Gegnern gehörte auch Schweden, und wenn auch die schwedische Unternehmungslust nicht gerade groß war, so wurden ihre Beutezüge an die pommersche Küste doch recht lästig, da sie den Handel der Hafenplätze lahmlegten. Als dann aber auch Stettin selbst bedroht wurde, mußte der dort kommandierende Herzog von Braunschweig-Bevern Schritte ergreifen, um eine eigene Flotte ins Leben zu rufen. Er wußte die Stettiner Handelskreise dafür zu erwärmen.

Zwölf preußische Fahrzeuge bildeten die ganze Flotte, die unter dem Befehl des Hauptmanns Ernst Matthias v. Köller stand, mit insgesamt 600 Mann Besatzung, die zum Teil der Fischerbevölkerung am Haff entnommen war. Dem Gegner standen dagegen 28 Fahrzeuge mit einer Besatzung von 3000 Mann zur Verfügung. Trotz ihrer fast hoffnungslosen Unterlegenheit stellten sich die Preußen bei Neuwarp dem Gegner, als dieser nach hartnäckigem Kampf ins Haff eingedrungen war.

Solange der Schwede nur frontal angriff, vermochten ihm die Preußen erfolgreichen Widerstand zu leisten, als er aber seine zahlenmäßige Überlegenheit dazu ausnutzte, den rechten preußischen Flügel zu umgehen und die feindliche Front aufzurollen, konnten sich die Preußen nicht halten, ein Schiff nach dem andern wurde gekapert, und nur drei der kleinen Fischerfahrzeuge konnten nach Stettin entkommen. Zwar hatten auch die Schweden zwei Schiffe verloren, sie hatten die Preußen und ihre Tapferkeit kennen gelernt, aber die preußische Flotte war vernichtet, das ließ sich nicht leugnen. Und doch galt auch hier das Sprichwort: Wer zuletzt lacht, lacht am besten!

Auf der Galiote „Schildpadde" hatten die Schweden von Stralsund aus ihre Gefangenen aus dem Gefecht von Neuwarp nach Schweden geschickt. Da lief plötzlich am 22. Oktober 1759 ein Ruderboot in den Kolberger Hafen ein, es kam von einem fremden auf der Reede liegenden Schiff. Vorsichtig erkundigten sich die Bootsleute, ob Kolberg wohl noch preußisch sei oder in feindlicher Hand. Welch Jubel brach bei ihnen und bei den Kolbergern aus, die gerade eine feindliche Belagerung erfolgreich abgewehrt hatten, als sie erfuhren, welches Schiff in den Hafen einlaufen wollte. Es war die „Schildpadde"! Auf der Höhe von Bornholm hatten die preußischen Gefangenen ihre Wärter überwältigt und das Schiff, da sich unter den Preußen ein Steuermann befand, nach Kolberg zurückgebracht — und dazu die schwedische Mannschaft.

Daß die Preußen aber nicht entmutigt waren, beweist die Tatsache, daß bereits 1761 wieder eine kleine Flotte da war, die am 5. September 1761 einen erfolgreichen Überfall auf schwedische Kriegsschiffe unternahm, wobei sie zwei schwedische Fahrzeuge kaperte. v. O.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0176
gefördert durch Baden-Württemberg

Baltikum

Wenn es nach den Filmleuten ginge, dann müßte jeden Tag im Jahre die Sonne scheinen. Der Wettergott hätte sich seine unberechenbaren Launen abzugewöhnen und nur noch ein folgsamer und zuverlässiger Regie-Assistent zu sein. Als solcher hätte er Wälder, Berge und Meere, Dorfstraßen, Blumenwiesen und Bachidyllen, Felszacken, Talschluchten und Ebenen jederzeit für Außenaufnahmen bereit zu halten. Er hätte sie immer so auszuleuchten, daß sich mit ihnen Gedichte von Bildern, Märchenwunder aus Licht und Schatten auf das Filmband zaubern ließen.

Leider ist dieser Wunschtraum der Produktionsleiter und Kameramänner noch fern der Verwirklichung. Und nie war er ihr ferner als in dem regendurchnäßten, wolkenverhängten Sommer und Herbst dieses Jahres 1936. Der Film litt darunter nicht weniger als der Wein. Die Zahl der Drehtage stieg, und die Kosten stiegen mit. Denn Außenaufnahmen, einmal anberaumt, lassen sich nicht so leicht wieder abblasen. Wenn der Regiestab mit Technikern, Schauspielern, Maskenbildnern und allem Drum und Dran einmal irgendwo draußen in der Lüneburger Heide oder droben im Berchtesgadener Land sitzt, dann sitzt er. Er kann nicht im voraus wissen, daß es drei Wochen Regen und düsteren Himmel geben wird. Das erfährt er nur homöopathisch, in kleinen Dosen, von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag. Das Warten wächst sich zu einem aufreibenden Bereitschaftsdienst mit vielen vergeblichen Alarmen bei jedem Stückchen Blau, das sich zwischen den Wolkenmassen zeigt, und mit der unermüdlichen Hoffnung aus, daß morgen die Sonne durchkommen wird. Inzwischen schwemmt der Regen mit den ungenützt gebliebenen Tagen die Honorare weg und trommelt die Nerven weich. Es ist eine seelenathletische Leistung für sich, gegen ein ausdauerndes Tief die innere Spannung aufrechtzuerhalten, die dann trotz allem da sein muß, wenn die Sonne endlich das Zeichen zur Arbeit gibt.

Die Kostenfrage meldet sich mit besonderer Vordringlichkeit, wenn an den Außenaufnahmen eine kriegsstarke Kompanie von Komparsen beteiligt ist. Die Rücksicht auf sie und auf das unbeständige Wetter bewog den Spielleiter Herbert Maisch, mit den Außenaufnahmen zu dem neuen Ufa-Film „Menschen ohne Vaterland" in der Nähe von Berlin zu bleiben — nicht, wie ursprünglich beabsichtigt, Masuren, sondern das Rhinluch die baltische Landschaft vertreten zu lassen, in der der Film zur Zeit der Freikorpskämpfe (1919) spielt. Man ist hier nicht mehr als eine Autostunde von Berlin entfernt, und man ist mitten in der Steppe. Unabsehbar flaches, kahles, schmuckloses Land. Kreisrund, offen und überall in die Leere verschwingend der Horizont. Ringsum dasselbe wandellose Bild. Die ungeheure Weite des Himmels scheint die Erde zu verschlingen. Man fühlt sich wie auf der Oberfläche eines fremden Sternes, gleichsam hinausgesetzt in das All. Verloren in dem gigantischen Schweigen des Raumes: mit einer zugleich beklemmenden und feierlichen Stille überwölbt er das Land. Raum wird hier zum unheimlichen abstrakten Erlebnis. Unendlich und maßlos: eine östliche Vision.

Herbert Maisch hat sich die nördlichste Ecke ausgewählt. Ein Randgebiet, wo die Strenge des Rhinluches sich schon etwas auflockert. Ein paar Bodenwellen, ein Erlengebüsch und, weit verstreut, einige dünne Birkengruppen geben der Gestaltlosigkeit der Ebene hier eine Andeutung von Profil. Mit Sumpf, Moor, Wasserrinnen, mit ausgedehnten Wiesenstücken und weichen, federnden, schwarzen Wagen sind alle Merkmale der baltischen Landschaft versammelt. Maisch, der als Frontoffizier bei einem Angriff vor Verdun den rechten Arm verlor, kennt sie aus eigener Anschauung. Er hat als Führer einer Sturmkompanie 1916/17 im Baltikum gekämpft, den Übergang über die Düna, die Eroberung Rigas und den Vorstoß auf

„Jetzt könnte aber endlich die Sonne kommen!"

Maskenkunst im Erlenhof. Der Maskenbildner schminkt und pudert Willy Fritsch, und die Dorfjugend staunt

Jakobstadt mitgemacht. Er ist also mit dem Charakter der Landschaft, die später der Schauplatz der hier verfilmten Kämpfe der deutschen Freikorps gegen die Bolschewisten war, aufs engste vertraut. Er hat ihre Schwermut und ihre Unendlichkeit im Rhinluch wiedergefunden.

Drüben am Rande des Luchs liegt Wustrau, Heimat und letzte Ruhestätte des großen Ziethen. Einige Schauspieler kampieren dort. Da die Arbeit mit dem ersten Sonnenstrahl beginnt, lohnt die kleine Reise nach Berlin nicht. Aber das eigentliche Hauptquartier wurde mitten im Luch aufgeschlagen. Der einsam zwischen Viehweiden, Hanffeldern und Ödland liegende „Erlenhof" hat dadurch ein völlig kriegsmäßiges Aussehen erhalten. In dem von den Stallungen umrahmten Hof steht, noch heil, ein riesiger Panzerwagen mit dem Sowjetzeichen: morgen, im Laufe der Gefechtshandlung, wird er in die Luft gesprengt. Munitionskästen und Granaten sind aufgestapelt. Bagagewagen und Feldküchen, Geschütze und Maschinengewehre füllen jeden freien Platz. Auf einer Strohschütte lagern die Feldgrauen, verdreckt und abgerissen: die vom Freikorps Maltzach mit dem Totenkopf auf dem Stahlhelm und die von der Baltischen Landeswehr. Sie wirken alle echt. Nicht wie Filmkomparsen, sondern wie Soldaten. Viele von ihnen waren noch an der Front. Sie haben sich hier draußen schnell wieder in die Kriegsatmosphäre zurückgelebt. Im Scherz wie im Ernst. Die Kameradschaft und die Echtheit der Requisiten trugen dazu bei. Morgens beim Aufstehen und Waschen veranstalten diese Filmsoldaten ebenso derbe, derblustige Späße miteinander, wie sie sie später vor der Kamera aufzuführen haben. Was gespielt wird, wird hier auch gelebt. Nur wenn nachher die „Kriegsbemalung", das Schminken beginnt, im Stall und auf den Bänken vor der Haus-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0177
gefördert durch Baden-Württemberg

im Rhinluch

Fotos: Ufa (6)

Josef Sieber ist, als Bursche des Freikorpsführers, eine der echtesten Gestalten dieses Soldatenfilms. Hier zeigt er seinen Kameraden während einer Aufnahmepause, daß er seit dem Weltkriege noch nicht verlernt hat, kunstgerecht mit einem Gewehr umzugehen

wand, wird die Szenerie des Krieges für eine Weile von der Wirklichkeit des Films unterbrochen.

Um so ernster und echter wird es dann wieder draußen an der „Front". Oft überraschend echt. Die Schießerei ist natürlich harmlos. Wenn da eine 10,5-Zentimeter-Feldhaubitzen-Batterie sich auf die Roten einschießt, dann tut das ja niemand weh. Und wenn sie selbst im feindlichen Feuer liegt, so gibt das zwar großartige Explosionen, daß man meinen könnte, die Erde berste gleich entzwei, aber das ist nur für die Kamera, die Mannschaft bekommt davon nach einigen Augenblicken höchstens einen zehn- bis zwanzigpfündigen Erdbrocken auf den Kopf — und das auch nur dann, wenn sie nicht acht gibt. Auch die Handgranaten werden nur „gespielt". Die Munitionskisten stammen aus der Feuerwerkerei. Das alles ist nur Krach und Photographie. Aber die Natur, das Luch, erinnert mitunter daran, daß es Wirklichkeit ist. Da sieht beispielsweise das Drehbuch, an dem (nach dem Roman „Ein Mann ohne Vaterland" von G. von Brockdorff) auch der ehemalige Freikorpsoffizier und Verfasser der „Geächteten", Ernst von Salomon, mitgearbeitet hat, für die gegen die Roten vorrückende deutsche Abteilung die Durchquerung eines sumpfigen Grabens vor. Einheimische haben eine gangbare Furt ausfindig gemacht. Einer vom Regiestab stellt ihre Tragfähigkeit auf die Probe. Er kommt ungefährdet über den Graben. Die Sache klappt. Maisch ordnet die Spitze des Zuges. Die Führung hat Willy Fritsch als Oberleutnant von Maltzach. Irmen-Tschet bringt seine Kamera in Stellung. Jede Kleinigkeit ist durchgesprochen. Aber nun kommt alles anders als vorgesehen. Es beginnt damit, daß Fritsch, von einem hastigen Hintermann gestoßen, von der Furt abgedrängt wird. Er sinkt bis zu den Hüften ein. Fluchend arbeitet er sich heraus, aber im nächsten Augenblick versinkt er schon wieder. Neben ihm versackt nun auch der kleine Leutnant, den Werner Stock spielt. Er bleibt nicht allein. Die Nachdrängenden verlieren auch schon den Grund unter den Füßen. Zwei arbeiten sich schreiend und fluchend mit ihrem Maschinengewehr durch. Der Unteroffizier Pleikies, von dem Frontsoldaten Josef Sieber naturecht vertreten, mit einem Gesicht, in dem man keine Furcht mehr findet, hat noch festen Stand, packt seinen Oberleutnant, zieht ihn vorwärts. Ringsum watet, stampft, keucht ein Knäuel von Leibern und Gliedern in dem Morast. Aus dem Spiel wurde Ernst. Verzerrte Gesichter, heiß und gespannt von Anstrengung. Aber einer ist begeistert. Irmen-Tschet läßt die Kamera herunterdrehen, was sie in sich hat. Er stürzt sich auf die Beute dieser unwiederbringlichen Realistik mit einer Besessenheit eines Jägers, der endlich ein lange verfolgtes kapitales Wild vor sich hat. Einige, die sich herausarbeiten konnten, taumeln ihm, prustend und schnaubend, Dreck und Nässe von sich schüttelnd, vor das Objektiv. Die noch im Moor Steckenden werden nach Beendigung der Aufnahme mit vereinten Kräften herausgeholt. Dann treibt der Herbststurm, der hindernislos über das Flachland fegt, die Durchnäßten im Laufschritt zurück zum Erlenhof. Die Kleider werden gewechselt. Die Gulaschkanone ist aufgefahren. Sie bringt das Essen, Bohnen mit Speck, noch heiß aus Berlin. Bald sieht man alle, vom Muschkoten bis zu den Hauptdarstellern, unter denen man nun auch Willy Birgel als baltischen Baron, schwankend zwischen den Fronten, und Maria von Tasnady als flüchtige junge Deutsche aus Petersburg bemerkt, mit Eßgeschirr und Löffel Schlange stehen, um sich ihren „Schlag" zu holen.

Am Nachmittag hat die Mannschaft Ruhe. Eine Szene mit Maria von Tasnady wird gedreht. Ihr Lauf über das leere Moor, im dünnen zerfetzten Kleid, hastend, stolpernd, gehetzt, Angst und Schrecken im Nacken. Es ist ihr gelungen, unbehelligt durch die Front der Roten zu kommen. Jetzt wagt sie den entscheidenden Sprung, den Übergang zu den deutschen Linien. Man hat mitten durch das Moor ein schmales Geleise gelegt: für den Kamerawagen, der mit dem Operateur vor der Fliehenden hergezogen wird, damit sie mit dem Ausdruck ihrer Angst und Not in der Bewegung in Großaufnahme festgehalten werden kann.

Am Abend dient dieses Geleise mit der fahrbaren Kamera noch einer Aufnahme von der marschierenden Truppe. Einstellungen von vorn, von der Seite und aus dem Rücken lösen einander ab. Auch das Mikrophon ist dabei. Der Feind ist jetzt noch weit. So kann aus rauhen Kehlen ein zünftiges, frohes Soldatenlied in der endlosen Weite der Landschaft verhallen:

„In einem Kurlandstädtchen,
Da liebt' ich einst ein Mädchen,
Sie war sooo schön.
Sie war das allerschönste Kind,
Das man in Kurland find't,
Aber nein, aber nein sprach sie,
Ich küsse nie."

Der Herbsthimmel fährt große, weiße Wolken hinter der einsamen Birkengruppe am Wegrand auf. Im gebrochenen Schein der letzten Sonne liegt die Erde. Weit hinten am Horizont hängt eine schwarze Regenwand herunter. Darüber bricht in breiten Strahlen Licht aus dem Gewölk. Alle Farbskalen des Abends, vom düstersten Grau bis zum leuchtendsten Gelb und Rot, teilen in großen Flächen die Unendlichkeit der Räume auf. Unabsehbar dehnt sich das Land: eindrucksvolles Sinnbild für die Verlorenheit dieser Kämpfer, die, von einer ehrvergessenen Heimat verlassen, in der Fremde überall von Verrat und Betrug umringt, die letzte Brustwehr des Abendlandes gegen den Bolschewismus aufgeworfen haben. Ihrem Ruhm, ihrem Mut, ihrem ewigen Soldatentum ist dieser Film gewidmet.

Frank Maraun

Flucht über das Moor in Großaufnahme. Der Kamerawagen wird im Laufschritt auf dem eigens dafür gelegten Geleise vor Maria v. Tasnady hergezogen. Damit sie mehr Licht bekommt, fährt der Mann mit der kreisrunden Blendscheibe, dem Aufheller, mit

LENI-ZON
Mundwasser in Pulverform
Probedose kostenlos

zum GURGELN
ZÄHNEPUTZEN
MUNDSPÜLEN

Besonders geeignet zur **Mitnahme ins Gelände,** bei Felddienstübungen und im Manöver. Eine Mundspülung mit LENI-ZON erfrischt, weckt die Lebensgeister und steigert die körperliche Leistung

Dr. Rudolf Reiss, Rheumasan- und Lenicet-Fabrik, Berlin NW 87 / We

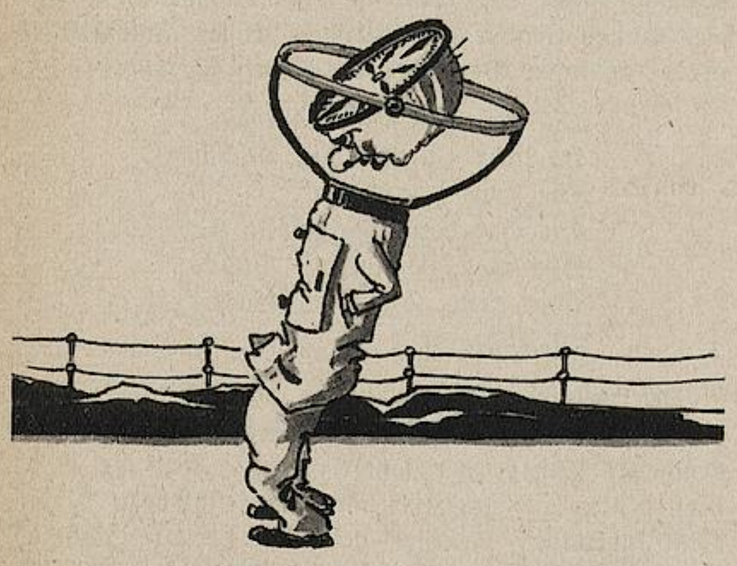
Aluminium-Dose
50 Rpf. u.
1,35 RM.
in Apotheken
u. Drogerien
erhältlich

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0178
gefördert durch
Baden-Württemberg

Das Nebelsignal

Ein Magnetkompaß hat so seine Tücken. Er nimmt es übel, wenn man sich mit einem Stück Eisen in der Tasche neben ihn stellt. Dann ärgert er sich, und da er aus seinem Gefängnis nicht herausspringen kann, dreht sich die Kompaßrose eingeschnappt weg und zeigt, nach dem Motto: „Wenn du mich ärgerst, ärgere ich dich auch", woanders hin. Da kann man sehen, wo man hinkommt. Solche Sachen macht man eben auch nicht.

Aber der Kompaß kann es auch nicht leiden, wenn er eine ordentliche Erschütterung erfährt. Dann er-

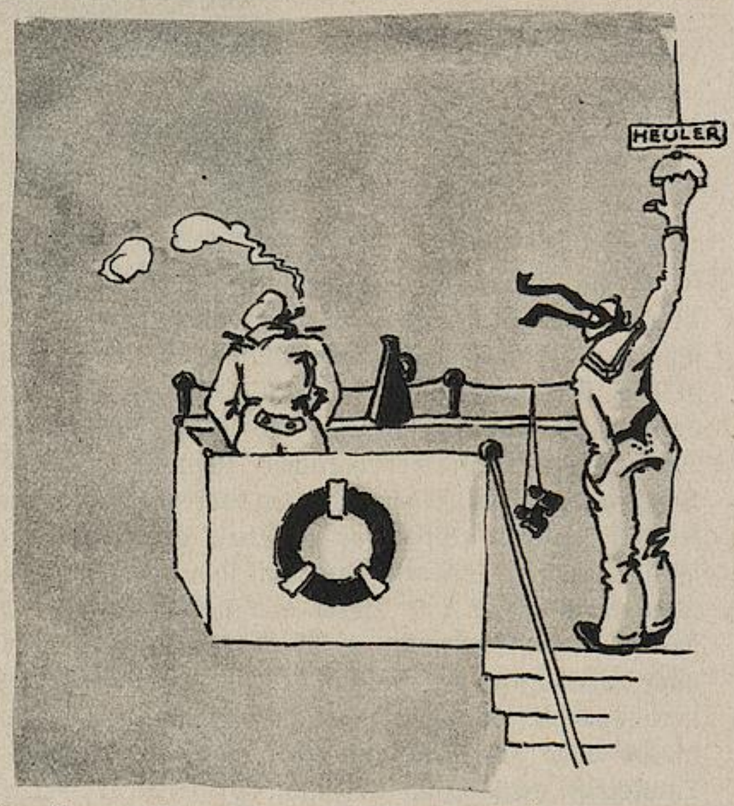


schrickt er und wird böse. Und dann kann er wirklich stunden-, ja sogar tagelang schmollen, und man muß ihn schon mindestens ein bis zwei Stunden sehr lieb streicheln, bis er wieder friedlich ist. Das nennt man dann kompensieren. Es läßt sich nun leider auf solche Launen nicht immer Rücksicht nehmen. Zumal auf einem Kriegsschiff nicht. Denn ab und an muß man ja auch mal eine Wasserbombe werfen. Und dann wackelt so ein Minensuchboot schon ganz erheblich.

Morgens von 8 bis 9 Uhr hatte die Flottille Wasserbomben geworfen. Von 9 bis 11,30 Uhr waren Fahrübungen. Da gab's unentwegt zu tun. Nach dem launigen Kompaß konnte keiner sehen. Aber über Mittag, unter Rügen, würde sich schon eine Gelegenheit finden, rasch eine Kontrolle zu machen.

Denken ist Glückssache. Um 11,10 Uhr war er da, der Nebel. Kunststück! In der Gegend! Im November!!! Optimisten wagten allerdings zu behaupten, im Wetterbericht sei nur „strichweise Nebel" angekündigt worden. Sie ernteten ein aus Hohn und Mitleid zusammengezerrtes Lächeln. Es blieb dick. Pottendick!

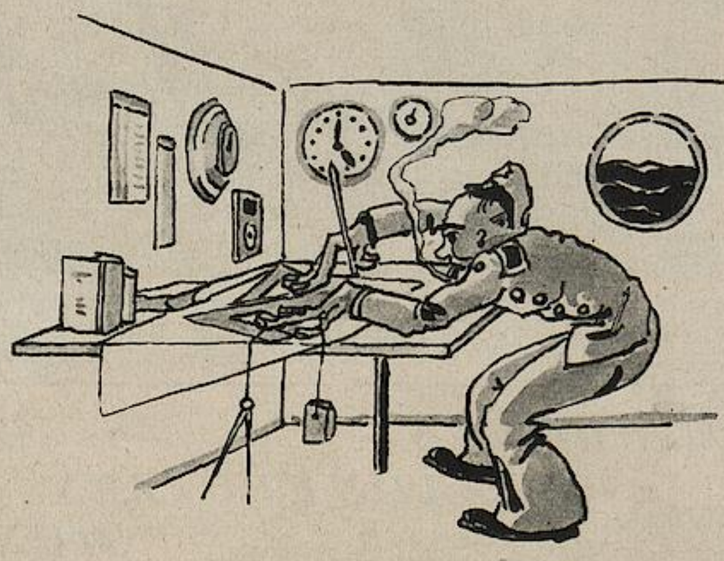
Für den Abend war eine Aufklärungsübung angesetzt. Ein Boot wurde auf seine Anfangsstellung weit im Süden detachiert. Tief in der Swinemünder Bucht. Die anderen ankerten unter Arkona. Um 8 Uhr abends sollte es losgehen. Bis dahin war viel Zeit. Außerdem Nebel. Also schipperte der eine, der den bösen Feind darzustellen hatte, ganz gemächlich los, mit acht Meilen. Alle zwei Minuten Nebelsignal. Nebel, Heulen, Nebel, Heulen. Ohne Unterlaß. Kein Gegensegler weit und breit. Aber das ist ganz gleichgültig. Heulen muß man trotzdem. Es könnte ja vielleicht doch einer kommen. Um 5 Uhr wurde es dunkel. Um 7 Uhr meldeten die anderen Boote durch



Funkspruch Nebel, überall Nebel. Die Übung wurde um eine Stunde verschoben. – Nebel! Da gab man es auf. Für den nächsten Morgen wurde ein Sammelplatz befohlen, und dann trat Ruhe ein im Äther. In der kompakten Atmosphäre aber mitnichten. Für den armen, einsamen Bruder da unten im Süden ging die Heulerei weiter. Und dazu ein wild gewordener Kompaß, von dem man nicht einmal wußte, welche Richtung er seinem Ärger gegeben hatte. Den drei Wasserbomben nach zu urteilen, mußte sein Zorn ziemlich schrecklich sein. Glücklicherweise hatten die Lotungen wenigstens immer tiefes Wasser ergeben.

Was tun? Zum Sammelplatz zu gehen, d. h. eine einsame Tonne mitten in der Ostsee bei Nacht und Nebel zu finden, nachdem man fünf Stunden irgendwohin getrudelt war, schien wenig aussichtsvoll. Also unter Land! Erst mal sehen, wo man überhaupt hinkam. Natürlich nun nicht einfach sinnlos nach Westen fahren! Möglichst doch dahin, wo ein Feuer ist und bei Nebel ein bißchen Krach. Da weiß man doch wenigstens gleich, wo man ist. – – Aha, da liegt ja, was wir brauchen. Also, auf zur Greifswalder Oie! In einer Stunde konnte man dort sein . . .

Die Stunde war um. Nichts war zu hören. Tiefes Wasser. Noch eine Viertelstunde. – Tiefes Wasser. Na, noch zehn Minuten! – – Nichts. Im Kartenhaus



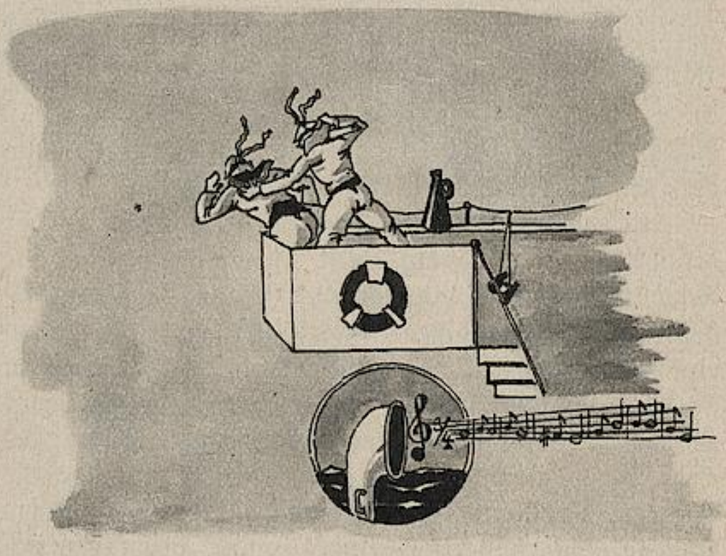
hantierte der Steuermann mit Bleistift, Zirkel und Papier. Schwitzend, wütend. Dieser Kompaß brachte ihn noch um Ehre und Reputation. Da bleibt nur das Lot. „Lotwurf!"

„Na, Steuermann, Ihre Kompasse sind ja wieder mal fein in Dutt."

„Jawohl, Herr Oberleutnant, die taugen wirklich nichts. Die schmeiße ich bei nächster Gelegenheit raus. Kann man denn nicht mal einen Kreiselkompaß einbauen?"

„Ach, Sie, mit Ihrer modernen Technik! Ein Hanomag ist auch kein Achtzylinder."

Der Lotgast meldete 12 m Wasser. Aha, nun wurde es weniger. Aber von einem Nebelsignal war nichts zu hören. Wieder vergingen 5 Minuten. 12 m Wasser. Da meldete plötzlich der Signalgast an Backbord ein Nebelsignal. Alles horcht – nichts. Den mehr oder weniger freundlichen Anzapfungen gegenüber blieb er aber bei seiner Behauptung. „Da, jetzt wieder!" – „Tatsächlich, etwas an Backbord. Das ist aber ein merkwürdiges Nebelsignal!" Alles ging auf die andere Seite. „Ich hör's an Steuerbord." – Na, das macht der Nebel. Herr Oberleutnant, sollen wir draufzuhalten? Ich schätze so 2 Strich nach Backbord." – „Nein, warten Sie noch einen Augenblick, ich . . . ." Mitten im Satz hörte der Kommandant auf. Er beugte



sich über das Brückenkleid nach vorn. Ein schrecklicher Verdacht stieg in ihm hoch. Mitten auf der Back stand ein Ventilator. Und dem . . . . . .

„Signalgast, gehen Sie in den Funkraum, und lassen Sie sofort den Rundfunk ausschalten. Und dann kommen Sie mal her."

Auf der Brücke Kopfschütteln und fragende Blicke. „Zur Stelle!" . . . „Hören Sie noch was?" „Nein!" . . . „Vielleicht sonst jemand?" . . . „Nein!" . . . „So, dann lassen Sie mal wieder einschalten!" . . . „Jetzt ist's wieder da." . . . „Ja, und nun sehen Sie mal nach vorn auf die Back. Da aus dem Luftschacht kommt's raus. Da drunter steht im Wohndeck der Lautsprecher. Das, was Sie da als Nebelsignal bezeichnen, ist das Pausenzeichen von Kopenhagen."

Nach dem Ankern, diesmal wirklich vor der Greifswalder Oie, stand der Steuermann vor seinem Kompaß. Allein.

„So, jetzt kann ich's euch ja sagen. Daß du und die beiden anderen Waschbalgen dahinten keine Kompasse seid, das weiß ich schon lange. Daß ihr aber auch noch Feiglinge seid, die bei jedem Knall vor Schreck einen Schlag seitwärts kriegen, das ist mir neu. Aber ihr kommt raus, das weiß ich, ihr Dwarsläufer!"

Zeichnungen: Oblt. z. S. Weingärtner

Kaleu Isegrim

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0179
gefördert durch Baden-Württemberg

HANS WENDT:

Üben 118

Ein heiterer Tatsachenbericht aus dem Leben der neuen Rekruten/mit nützlichen Winken für solche, die es werden wollen

4. Fortsetzung

Pyramidenbauer, Affenträger, „Hahaha!"

Auf einem Nachtmarsch, der schon spätnachmittags begann, wurde vor Freude über dieses nette, vom Wetter hervorragend begünstigte Unternehmen in den ersten Stunden unentwegt gesungen, obwohl häufige Unterbrechungen durch das Üben von Marschsicherung, Flieger- und Tankdeckung stattfanden.

Als plötzlich „Infanterieflieger von vorn!" kommandiert war, stürzte sich die ganze Kompanie mit solch hinreißender Eile auf ein links der Straße beginnendes Wäldchen, daß zwei BDM.-Radlerinnen, die ihr zufällig an dieser Stelle entgegenkamen, vor Staunen oder Schrecken beinahe vom Stengel gefallen wären. Und im nächsten Dorf, das wegen „Franktireurgefahr" in aufgelöster Ordnung, Gewehr im Arm, passiert wurde, vergaßen die Hühner das Eierlegen, als wir auf das Kommando „Artilleriefeuer!" plötzlich wie die Wilden von der Straße herunter rasten und uns mitten zwischen allerhand unappetitliche Dinge auf den Dorfanger warfen. Dabei kann es peinliche Überraschungen geben. Bei einer ähnlichen Gelegenheit, als „Tankdeckung" mit Gasmaske geübt wurde, erwischte ein Übereifriger im Straßengraben einen regelrechten Kaktus. „Da hat sich einer gelb gemacht", hieß es in der prosaischen Sprache des Kommiß; dem Unglücklichen wurde anheimgegeben, sich durch Wälzen im Gras einigermaßen vom Schlimmsten zu befreien.

Dazu war auf der Rast Gelegenheit, die sich bei den längeren Märschen allgemeiner Beliebtheit erfreute, genau wie die Frühstückspause als angenehmster Teil des Geländedienstes galt. Nur der berühmte Pyramidenbau, der ihr jedesmal voranging, war nicht nach jedermanns Geschmack. Die eigenartig komplizierten Wendungen bei dem dreiteiligen Kommando „Setzt die — Gewehre — zusammen!" und nach dem zweiteiligen „Gewehr in die — Hand!" (sprich: kwerrindie — Haaand!") setzten lebhafte eigene Gehirntätigkeit über die Konsequenzen des vorhergehenden Abzählens voraus. Der Erfolg war Glückssache. Standen die Gewehrpyramiden nicht tadellos ausgerichtet, gab es einen Riesenkrach. Na, zum Schluß hätten wir sogar getrost die Konkurrenz mit den alten Ägyptern aufgenommen!

Der Rückweg von jenem Nachtmarsch, der seinen buchstäblichen Höhepunkt in der Bezwingung eines ganz anständigen bekannten Berges fand, wurde deshalb so interessant, weil er im Gegensatz zu den harmlosen Tagesmärschen etwas von der Stimmung eines Ernstfalles vermittelte.

Im Gänsemarsch, schweigend, ging es stockdustere schmale Waldwege entlang, über Stock und Stein, durch ein Bächlein hindurch, steile Hänge hinunter. Bei jedem Halt sauste man mit der Nase gegen den Tornister des Vordermannes. Alles gab sich befehlsgemäß Mühe, Geräusche zu vermeiden. Trotzdem klapperte ab und zu ein Seitengewehr oder eine Feldflasche gegen die Gasmaskenbüchse, oder ein Gewehrlauf stieß gegen den Stahlhelm.

Als wir endlich wieder die Chaussee erreicht hatten, blies ein kalter Wind uns entgegen. Durch schlafende Dörfer ging es hindurch, deren Hunde hinter den Hoftüren haßerfüllt die Ruhestörer anbellten. Jeder war müde. Ab und zu erlag man mal der Versuchung, für ein paar Sekunden die Augen zu schließen. Erschreckt riß man sie auf, wenn plötzlich der Fuß des Hintermanns den linken Hacken traf.

Vor den Märschen war das Schwierigste das Packen des Tornisters. Erst allmählich bekamen wir es heraus, den Drillichanzug ohne fremde Hilfe so auf dem Kastenboden zu verstauen, daß er als eine Art Federung wirkte, dann die Schnürstiefel rechts und links, mit den Rundungen nach unten, das Eßgeschirr mit Besteck dazwischen und obendrauf die Zeltbahn, während Stullen und Gewehrreinigungszeug wie üblich zur Feldmütze in den Brotbeutel wanderten. Wehe, wenn ein Vorwitziger etwa versuchen wollte, ein eigenes System des Affenpackens in Anwendung zu bringen! Er würde mit Sicherheit der rächenden Nemesis in Gestalt des Abteilungsführers zum Opfer fallen, vermutlich aber außerdem unter drückendem Tornister zu leiden haben, während man ihn bei richtiger Packweise und sorgfältig regulierten Tragriemen nach kurzer Zeit kaum noch spürte.

Ein Witzbold taufte uns stolze Waffenträger, auf Grund der Tornisterschlepperei, um in „Affenträger" . . .

Gegen Ende des Lehrganges machten uns Märsche schon gar nichts mehr aus. Wir waren trainiert genug, um einen 25-Kilometer-Marsch mit gefechtsmäßigem Scharfschießen als keine übermäßige Anstrengung anzusehen und abends vergnügt Tanzen zu gehen.

Allerdings beobachteten wir beim Marschieren auch alle wünschenswerten Vorsichtsmaßregeln. Wir waren jetzt alle mit richtigem Schuhzeug versehen und pflegten es entsprechend. Besonders infolge des häufig nassen Wetters mußten die Stiefel, ohne Rücksicht auf Glanz, dauernd mit Fett eingeschmiert werden, damit sie elastisch blieben. Die Füße waren abgehärtet, die Beine über jeden Muskelkater erhaben. Unsere Vorgesetzten hatten das vernünftige Prinzip, möglichst wenig Marschpausen einzulegen, die ja doch nur ermüdend wirken, namentlich auf dem Rückmarsch. Leider waren die Chausseen durch den starken Autoverkehr stellenweise derart glatt, daß es mehrere Stürze gab. Auf einem dieser Märsche erfanden wir übrigens eine neuartige Abwandlung des beliebten:

„Ich ging einmal spazieren, nanu, nanu, nanu!
Des Morgens früh um vieren, was sagste denn dazu!
Des Morgens früh um vieren, bumsvallera,
Ein Mädchen zu verführen, hahahahaha!
Ein Mädchen zu verführen, hahahahaha!
O, du Veronika, hahaha,
O, du Veronika, hahaha,
O, du Veronika, Veronika, mein Weibmeinweibmeinweibmeinweiblein,
O, du Veronika, hahaha,
O, du Veronika, hahaha,
O, du Veronika, Veronika, mein Weib!"

Dieses Lied, das durchaus nicht so unmoralisch ist, wie die erste Strophe es verspricht bzw. befürchten läßt, modernisierten wir, indem wir längere Zeit nur den Kehrreim um Veronika sangen, und zwar in der Weise, daß alles weggelassen wurde, bis auf die „Hahahas" und die unverständlichen Schreie „Mein Weib!" Biedere Landleute, die uns auf der Landstraße begegneten, müssen geglaubt haben, bei E 80 sei eine neuartige Krankheit ausgebrochen, als die Kolonne mitten aus verstocktem Schweigen plötzlich, auf ein kleines Zeichen, zu schreien anhub: „Hahaha!" und „Mein Weib!"

Daß unsere Erwartung eines überraschenden Nachtalarms mit anschließendem Marsch enttäuscht wurde, hat manchen von uns gekränkt. Wir hatten uns so fest mit diesem Gedanken vertraut gemacht! Wir waren daher nicht im mindesten überrumpelt, als eines Abends der obendrein als streng seriös bekannte, schon durch seinen Beruf als Vermessungstechniker zur Korrektheit verpflichtete Kamerad Karl, kurz vor Zapfenstreich heimkehrend, in strengster Verschwiegenheit mitteilte: wie er von einem befreundeten Unteroffizier gehört habe, werde diese Nacht Nachtalarm stattfinden.

Eine ganz ähnliche Geschichte hatten wir bei Berndt-Kränzlein gelesen; sie hatte großen Eindruck auf uns gemacht. Kaum war also der Uvaudee bei uns durch, als alles aus den Betten sprang und in fieberhafter Eile die umfassendsten Vorbereitungen traf. Jeder garnierte sein Bett so mit Uniform- und Ausrüstungsgegenständen, daß alles Wichtige sofort zur Hand war. Der Stubendienst, der ja noch angezogen war, wurde noch einmal in die Kantine geschickt und trieb dort wahrhaftig einige kleine Taschenlampen auf, nach denen große Nachfrage herrschte. Auch eine Nachbarkompanie war kürzlich ohne Beleuchtung gewesen, wobei es in der Dunkelheit zu argen Komplikationen gekommen sein sollte. Kurz, wir richteten uns in jeder Hinsicht auf das Äußerste ein und begaben uns dann wieder in die Betten mit dem tröstlichen Bewußtsein, nun sorglos schlafen zu können, was auch über uns hereinbräche.

Worauf wir, sei es, daß der Alarm abgeblasen wurde oder nie geplant war, am nächsten Morgen gerade noch mit knapper Not frühzeitig genug erwachten, um vor dem Eintritt des Uvaudee unsere Sachen wieder in die Spinde zu bringen . . . Aber leid war uns trotzdem um die Vorsorge nicht; lieber etwas zu hellhörig, als die Zeit verschlafen!

SEIT 1819
MIX & GENEST
AKTIENGESELLSCHAFT · BERLIN-SCHÖNEBERG · GENESTSTR. 5-6
FERNSPRECHEN · FÖRDERN · FERNMELDEN

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0180
gefördert durch Baden-Württemberg

LIGNOSE

Sprengstoffe

Sprengmittel aller Art

Trinitrotoluol

roh, rein und christallisiert
für jeden Verwendungszweck

*

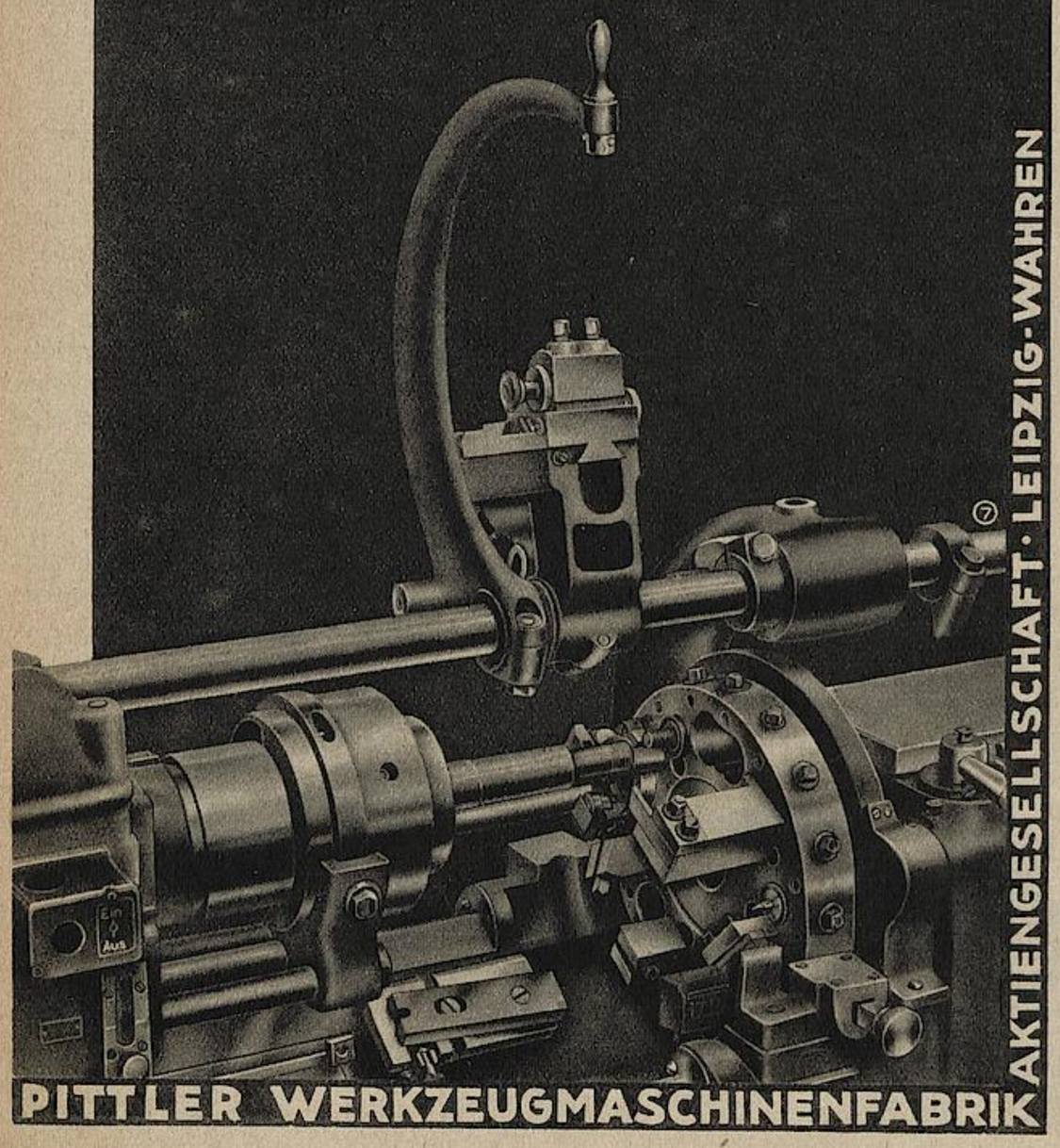
Jagdpatronen / Einhandpistolen

LIGNOSE SPRENGSTOFFWERKE GMBH
BERLIN NW 40 MOLTKESTR. 1

1=255 mm

Werkstoff: E C N 35

Bearbeitungszeit: auf einer Pittler-Revolverdrehbank 15 min
fertig zum Schleifen



PITTLER WERKZEUGMASCHINENFABRIK AKTIENGESELLSCHAFT · LEIPZIG-WAHREN

In Schwiegermutters Reich

Über die Beziehungen des Rekruten zur Schießkunst könnte man allein ein Buch schreiben. Es würde zum großen Teil recht humoristisch werden . . . Denn diese Beziehungen sind ja im Regelfall anfangs überhaupt nicht vorhanden. Sie lassen sich erst ziemlich langsam herstellen. Manchmal bleiben sie bis zum Schluß gespannt.

Ja, wer zwei volle Jahre dient, kann sich notfalls Zeit lassen. Wer aber in acht oder neun Wochen das gleiche lernen soll, muß sich ranhalten.

Die Braut

Das war uns klar, als auf Stube 118 der allererste Gewehrunterricht mit anschließendem Gewehrreinigen stattfand, und wir haben uns genau so viel Mühe gegeben, die Hauptbestandteile der „Braut des Soldaten" kennenzulernen, wie später hinter die Geheimnisse des Zielens zu kommen. Wobei man wiederum eine Lanze für die vielgelästerte formale Ausbildung einlegen muß; denn wenn Laden und Sichern, Entladen, Zielen und all das andere nicht so entsetzlich oft geübt würden, bis sich ganz mechanisch die vier Finger unter den Kastenboden legen, bis ebenso mechanisch der Daumen die Patrone abstreift, damit es keine Ladehemmung gibt, bis der Sicherungsflügel mechanisch herumgelegt und die Patronentasche mechanisch geschlossen wird, hätte der ganze Drill seinen Sinn verloren.

Ganz besonders scharf waren die Herren Vorgesetzten auf Sünder, die etwa ihr Gewehr gespannt in den Gewehrständer stellten. Wer beim Laden oder Entladen eine Exerzierpatrone hinfallen ließ, wurde nicht nur angeschnauzt, sondern auch zu einer Buße von fünf Pfennig an die Stubenkasse verdonnert.

Daß ein Soldat sich nicht etwa die Ungeheuerlichkeit zuschulden kommen lassen darf, seine Braut hinzuschmeißen, verstand sich von selbst. Ebenso wurde uns, mit Recht, die Notwendigkeit sorgfältigster Gewehrpflege eingehämmert.

Sich in der täglichen Gewehrreinigungsstunde allzusehr zu beeilen, lernten wir als unzweckmäßig erkennen. Erstens weckte es Mißtrauen, wenn einer sein Gewehr so auffällig rasch fertig hatte. Gerade dann entdeckte der Aufsichthabende meistens irgendwo an der Visierklappe oder im Riembügel noch „Dreck", oder es war „Unfleiß" in die merkwürdigen Riefen hineinzuverstreichen, die zu beiden Seiten des Laufes immer von neuem entstanden; oder der Firnis war ungenügend verrieben. Ferner konnte sich auch die geringste Nachlässigkeit eines Tages beim Appell bitter rächen. Nur gründliche tägliche Pflege verhindert Rostbildung oder Schmutz am Abzug oder im Verschluß. Mit besonders geschnitzten Stäbchen gingen wir den Schrauben am Schaftbeschlag zuleibe, in denen sich mit Vorliebe Sand festsetzte; sie wurden stets zuerst nachgesehen. Für das Gewehrreinigungszeug 34 faßten wir allmählich geradezu eine Vorliebe. Die Kette, wenn man sich nach einigen schmerzlichen Versuchen mit der bloßen Hand daran gewöhnt hat, sie beim Herausziehen mit dem Lappen anzufassen, ist wirklich eine recht sinnreiche Einrichtung, gegen die der frühere gemeinschaftliche Reinigungsstock geradezu vorsintflutlich anmutet.

Der Mündungsschoner

Dagegen war der Mündungsschoner den meisten von uns recht verhaßt. Er war im Grunde nur dazu da, gelegentlich — weg zu sein. Dann entstand jedesmal ein furchtbares Geschrei, weil ein solches Ding angeblich vier Mark fünfzig kosten und schlechterdings unersetzlich sein sollte.

Dieser Mündungsschoner war bestimmt das fragwürdigste Stück an der „Braut". Dazu bestimmt, sie vor Staub und sonstigen Fremdkörpern zu schützen, die in den feingeölten Lauf geraten könnten, wurde er morgens vorm Exerzieren oder vorm Ausmarsch aufgesteckt, auf dem Schießstand aber abgemacht, obwohl gerade dort der Sand nur so in der Luft herumwirbelte, ebenso in der Kaserne, wo es auf dem Flur doch auch Staub genug gab.

Natürlich vergaß gar mancher bei der Heimkehr, das ruchlose Ding abzunehmen, ehe er die Knarre in den Ständer stellte. Dann war es binnen der nächsten fünf Minuten von einem Gefreiten oder einem Schützen der Nachbarstube geschnappt. Es gab Spezialisten auf diesem Gebiet, die es als eine Art Sport betrieben, in den Fluren entlangliefen, den Blick saugend auf die Gewehrmündungen gerichtet. Und bums!, da hatten sie schon wieder solche begehrte Frucht gepflückt, kamen grinsend in die Stube und taten auch noch großmütig, wenn sie ihre Beute ohne erhebliche Buße herausrückten. Fand einer von der eigenen Stube einen Mündungsschoner, so mußte der Besitzer 50 Pfennig an die Stubenkasse entrichten. Auch im Spind verkrümelten sich die Dinger oft auf rätselhafte Weise. Der arme kleine Lehmann hatte eines Tages auf dem großen Exerzierplatz die Zierde seines Gewehrs verloren. Er behauptete aber, genau den Platz zu wissen, wurde also nachmittags hinausgeschickt — und kam wahrhaftig freudestrahlend mit dem teuren Angebinde zurück. Schwein!

Wir fanden dieses Zubehör, obendrein bei einer „Braut", restlos überflüssig. Praktische Leute schlugen vor, das kostbare Nickelding, das aussah wie ein Miniatur-Bierkrug ohne Boden, durch Pappmaché- oder Hartgummihütchen, durch Korke oder so was zu ersetzen. Sie vergaßen leider, daß der Mündungsschoner neben seinen anderen Funktionen auch das leicht verletzliche Korn behüten und die Mündung beim Durchziehen schützen soll.

In der formalen Ausbildung (ja, sogar in der Gesundheitslehre . . .) spielte der vielseitige Mündungsschoner ebenfalls eine Rolle. Wenn kommandiert wurde „Mündungsschoner ab!", so mußten schlagartig die freien linken Hände an die linken Brusttaschen fahren, um sie aufzuknöpfen und dergestalt die gesicherte Unterbringung der pp. Mündungsschoner vorzubereiten. Das wurde in der Weise nahegebracht, daß es hieß:

„Da muß die Hand blitzartig an die linke Brustwarze schlagen, und wenn die Milch herausspritzt!" Na, schön. Aber wenn eines Tages Gewehre mit festangenietetem Mündungsschutz erfunden werden sollten, so wird allen Rekruten ein Fels vom Herzen fallen!

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0181

gefördert durch
Baden-Württemberg

Hauptsache: Ruhe

Nachdem wir mit Griffen hinreichend vorgeschult und durch Platzpatronen mit dem Pulvergeruch vertraut gemacht worden waren, ging es zum ersten Male auf den Schießstand. Er lag im Wald und war ganz nett. Die schönen hohen Bäume ringsum sahen tröstlich und verschwiegen aus.

Gewiß, wir hatten alles theoretisch sorgfältig genug verpaßt bekommen; aber nun war es doch noch etwas anders. Vor allem beunruhigte uns, wie ernst, beinahe leicht aufgeregt, unsere Vorgesetzten bei dieser Angelegenheit waren.

Wir hatten damals noch nicht kapiert, daß Richtigschießenkönnen eben stets den Hauptinhalt des Soldatseins ausmachen wird, daß nach den Schießergebnissen nicht nur die Fähigkeiten des einzelnen, sondern auch die Ausbildungsfortschritte der ganzen Truppe maßgebend bewertet werden. Oder vielleicht ahnten wir es; — und nicht die anderen, sondern wir selber waren aufgeregt und nervös. Obwohl das doch der schwerste Fehler ist, den man beim Schießen machen kann! Die zum ersten Male schossen, waren unsicher, weil ihnen irgendwelche Leute was vom Rückstoß erzählt hatten, worunter sie sich nun wer weiß was vorstellten — ganz zu Unrecht, denn wer auch nur einigermaßen sein Gewehr fest einzieht, merkt kaum etwas davon. Die schon öfters geschossen hatten, fühlten sich auch nicht ganz wohl in ihrer Haut, weil sie dies und jenes anders gewohnt waren und weil ihren Leistungen natürlich die größten Erwartungen entgegengebracht wurden.

Die Hauptsache beim Schießen ist unbedingt: Ruhe.

Das hatte uns schon unser erster Abteilungsführer eingehämmert. Es zu beherzigen lernten wir freilich erst nach und nach, besonders nachdem ein gewisses Selbstvertrauen vorhanden war. Es war recht aufschlußreich, daß die besten Leistungen erzielt wurden, als wir mal auf dem Kasernenhof recht gründlich Dreieckzielen geübt hatten.

„Sie nehmen zu sehr Vollkorn", wurde jedem einzelnen auf den Kopf zugesagt, „außerdem verklemmen Sie links!" Wovon er sich dann eine Scheibe abschneiden und beim nächsten Schießen entsprechend besser zielen konnte.

Vollkorn, Feinkorn, links oder rechts verkantet oder verklemmt, Haltepunkt, Abkommen und all dergleichen geheimnisvolle Fachausdrücke waren uns inzwischen einigermaßen vertraut geworden. Wir wußten, oder mindestens, wir merkten es, daß Vollkornschüsse zu hoch, Feinkornschüsse zu tief gehen. Wir lernten, daß es bei der Meldung nicht heißen durfte: „Schütze Rudolf drei Schuß abgegeben", sondern „abgeschossen". Denn: „Mensch, die haben Sie doch nicht hier am Tisch abgegeben, sondern geschossen!", erklärte der Herr Feldwebel mit zwingender Logik. Wir lernten alle die merkwürdigen Schießzeichen und den Zielspruch auswendig. Nunmehr lernten wir, als unentbehrlichstes Requisit des Schießstandes (manche meinten sogar: als Hauptsache) Schwiegermutter kennen.

Schwiegermutter

„Schwiegermutter" wurde sie genannt, obwohl leider niemals eine Tochter auftauchte, die womöglich die Schießleistungen ungünstig hätte beeinflussen können. Stammte die Bezeichnung vielleicht daher, daß „Schwiegermutter" diesen Ort beherrschte, wo es darauf ankam, die Innigkeit der Beziehungen des Soldaten zu seiner Braut zu beweisen?

Zu jedem Schießtag erschien sie mit ihrem Handwagen am Schießstand, sehr beliebt wegen ihrer belegten Brötchen, Zigaretten, Kekse, Waffeln, Nußschokolade, und was der Handwagen sonst an Herrlichkeiten heranbrachte. Sogar „Zielwasser" gab es dort zu erstehen: Bier und einen Korn, der freilich so dünn und wasserhell war, daß man ihn höchstens als „Feinkorn" ansprechen konnte.

Daß die Anwesenheit der obrigkeitlich konzessionierten Alten und der Verkauf ihrer bescheidenen, bei Absatzstockung von einem menschenfreundlichen Unteroffizier empfohlenen Erfrischungen gestattet war, kennzeichnete die freiere Atmosphäre des Schießstandes, die sich uns allmählich offenbarte.

In der ersten Zeit waren die Schießtage Anlaß einer unruhigen Spannung, denen etliche geradezu mit Sorgen entgegensahen. Da war Kamerad Heinrich, der sie als ausgesprochen unerfreulich kennzeichnete. Da waren auch andere, denen sie nicht ganz geheuer vorkamen. Nach und nach merkten wir, daß es mit dem Schießen gar nicht so schwierig war, wie wir uns eingeredet hatten. Ferner bekamen wir Witterung, daß unsere Vorgesetzten, vielleicht um keine ungünstigen Rückwirkungen auf die Schießergebnisse heraufzubeschwören, an Schießtagen in anderer Hinsicht einigermaßen nachsichtig mit uns waren.

Vor allem aber die Faulenzerei während des Wartens war herrlich. Sie machte zum Schluß die Schießtage zu wirklichen Feiertagen. Stundenlang konnte man herumstehen oder dösen und, wenn die Sonne schien, sich braten lassen.

Das heißt: vorausgesetzt, man wurde nicht etwa als „Schlumpschütze" in Deckung geschickt. Schlumpschützen waren alle, die ihre Bedingungen nicht erfüllt hatten.

„Schlumpschützen"

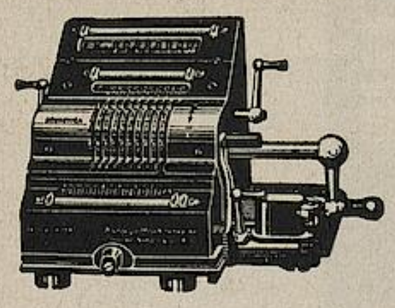
Nun waren die Bedingungen gewiß nicht allzu schwer. Beispielsweise: 150 Meter liegend aufgelegt, Kopfringscheibe, drei Patronen, kein Schuß unter sieben, zusammen mindestens 24 Ringe. Das war die erste Schulschießübung, die weiteren steigerten sich entsprechend.

Merkwürdigerweise wurde im allgemeinen freihändig besser geschossen als aufgelegt. Ja, und auch sonst gab es allerhand Überraschungen, sobald die Tafeln mit den komischen Treffzeichen aus der Deckung emportauchten. Den meisten bereitete das Abkommenmelden größere Schwierigkeiten als das Treffen.

„Am zweckmäßigsten wäre es doch, man meldete gleich vorher für alle drei Schüsse das voraussichtliche Abkommen", schlug der Schriftleiter vor. „Oder man meldet immer: 11 tief abgekommen, das macht einen guten Eindruck. Bloß nicht »12 abgekommen« melden; wenn's dann eine 3 ist, hat man sich rettungslos blamiert!"

„Ick werde einfach melden: Abkommen unbestimmt, det entspricht der Wahrheit!", kündigte Lehmann, der Berliner, an. Für ihn mit seinem künstlichen Auge

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0182
gefördert durch
Baden-Württemberg



Fordern Sie Druckschriften
und unverbindliche Vorführung!

Seit viereinhalb Jahrzehnten von Hunderttausenden anerkannt

BRUNSVIGA-RECHENMASCHINEN

GEHIRN VON STAHL
BRUNSVIGA

+ − × : √

Brunsviga-Maschinen rechnen bei einfachster Bedienung schnell und unbedingt sicher. Wir führen handliche und dauerhafte Modelle in allen Preislagen und für jeden Zweck

Brunsviga-Maschinenwerke Grimme, Natalis & Co. A.-G., Braunschweig

war es natürlich besonders schwer, die Bedingungen zu erfüllen. „Wat kann schon passieren?", meinte er gleichmütig. „Zum Schluß melde ick ebent: Drei Schuß abgeschossen, Scheibe unvaletzt! Un die Fahrkarten, die vateil ick unta euch fürn nächsten Sonntagsurlaub, wat?"

Kurz ehe er dann wirklich an die Reihe kam, bat er noch seinen Nebenmann: „Mensch, spuck mir rasch dreimal an, det hilft!" Worauf dann prompt der zweite Schuß eine „Fahrkarte" war: Loch in die Luft, angezeigt durch ein freundlich rotweiß gestreiftes Zeichen der Deckung . . .

Und doch lernte auch Lehmann zum Schluß, nicht zuletzt mit Hilfe des Dreieckzielens, recht gut schießen, was er in seiner unverwüstlichen Art oft genug vorausgesagt hatte. Auf dem Abschiedsfest wurde er mit dieser bemerkenswerten Aufwärtsentwicklung im Schießen und seinen wichtigsten Charaktereigenschaften wie folgt konterfeit:

„Kamerad Lehmann aus Berlin, —
Ein kesser Junge, 'n bißchen frech und noch etwas grün,
Aber mit seinem schnoddrigen Mundwerk doch ein sehr belebendes Element,
Freilich nur, wenn die unentbehrliche Zigarette brennt.
Als er kam, der junge Mann von Bolle,
Da hatte er 'ne kühne Tolle
Und gar keine rechte Lust zum Soldaten.
Nach dem Haarschnitt wuchs plötzlich der Mut zu großen Taten.
Zeitweise Schlumpschütze, erzielte er am letzten Tag drei Zehnen!
Er wird sich noch oft zum Kommiß zurücksehnen!"

„Jawoll, det stimmt!", bestätigte er selbst diese Voraussage. Er war das wandelnde Beispiel dafür, daß auch häufiges Pech den Soldaten nicht niederdrücken darf. Höchstens Zigarettenmangel wirkte lähmend auf seine Lebensgeister; er verstand es freilich, diesem Mangel sehr einfach abzuhelfen, indem er anderen bereitwillig gegen Zigarettenüberfluß Beistand leistete. Wenn er lächelnd sagte „Wir Schlumpschützen!", dann konnte man meinen, dieser Titel sei die höchste Auszeichnung, die auf dem Schießstand vergeben wurde. Nur seine Leidensgefährten fühlten sich peinlich betroffen. Gleiches Talent entwickelte er leider bei Appellen. „Lehmann fällt bloß einmal auf", sagte unser Gefreiter, „und das ist immer!"

Lehmann war es auch, der uns stundenlang die schöne Strophe aus dem Berliner Lieblingslied des Stubenältesten vorsingen konnte:

„In der Hasenheide, wo der Schießstand steht,
Hab' ich manche Kugel wohl in den Sand gefegt.
Der Hauptmann, der tät fluchen:
Du . . . mußt Kugeln suchen,
Kommst noch obendrein, zwei, drei, vier,
In den Zielverein!"

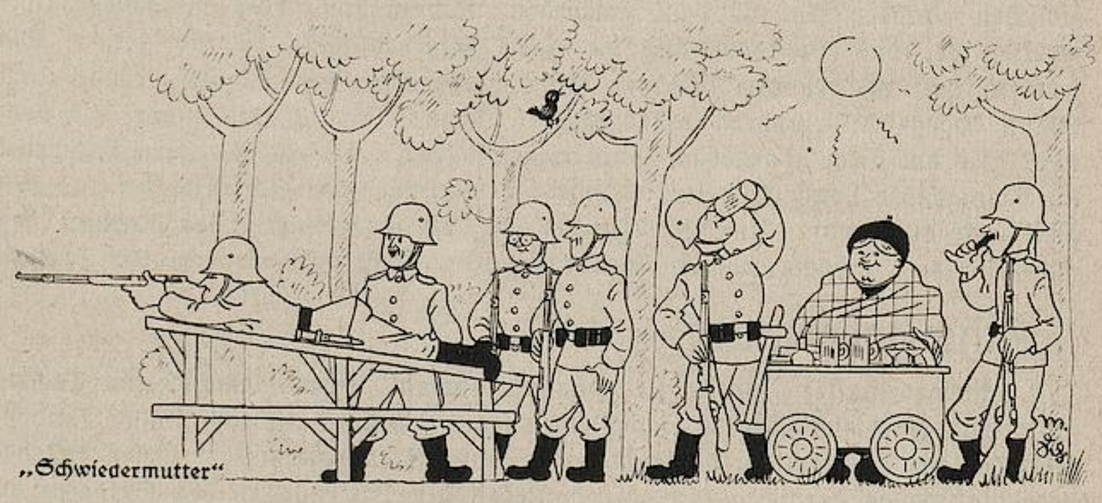
Das war gewissermaßen die Nationalhymne der Schlumpschützen. Obwohl ein Zielverein bei uns nie gegründet wurde, hatten sie es trotzdem nicht leicht. Nicht genug, daß sie aus der Sonne und dem weichen Sand wegbeordert wurden zur Deckung, wo in einem muffigen Betonkeller die Zwölfen und Zehnen der anderen angezeigt werden mußten. Auch noch in den nächsten Tagen hieß es jedesmal, wenn eine unangenehme Sonderarbeit zu vergeben war: „Wer war das letztemal Schlumpschütze? Vortreten!"

Stube 118 hielt immerhin einen ganz anständigen Durchschnitt; unsere Schießbücher füllten sich mit der Tendenz gutsituierter Bankkonten. Sie besaß außerdem in dem Kameraden Rudolf, dem Forstassessor, und Karl, dem Vermessungstechniker, zwei geübte und erfolgreiche Schützen, die bis ins Preisschießen der Kompanie vorrückten und sich dort wertvolle Auszeichnungen holten. Sie genossen entsprechendes Ansehen.

Das LMG.

Für die weniger guten Gewehrschützen war es ein Trost, daß sich am leichten Maschinengewehr eine Art Ausgleich herbeiführen ließ.

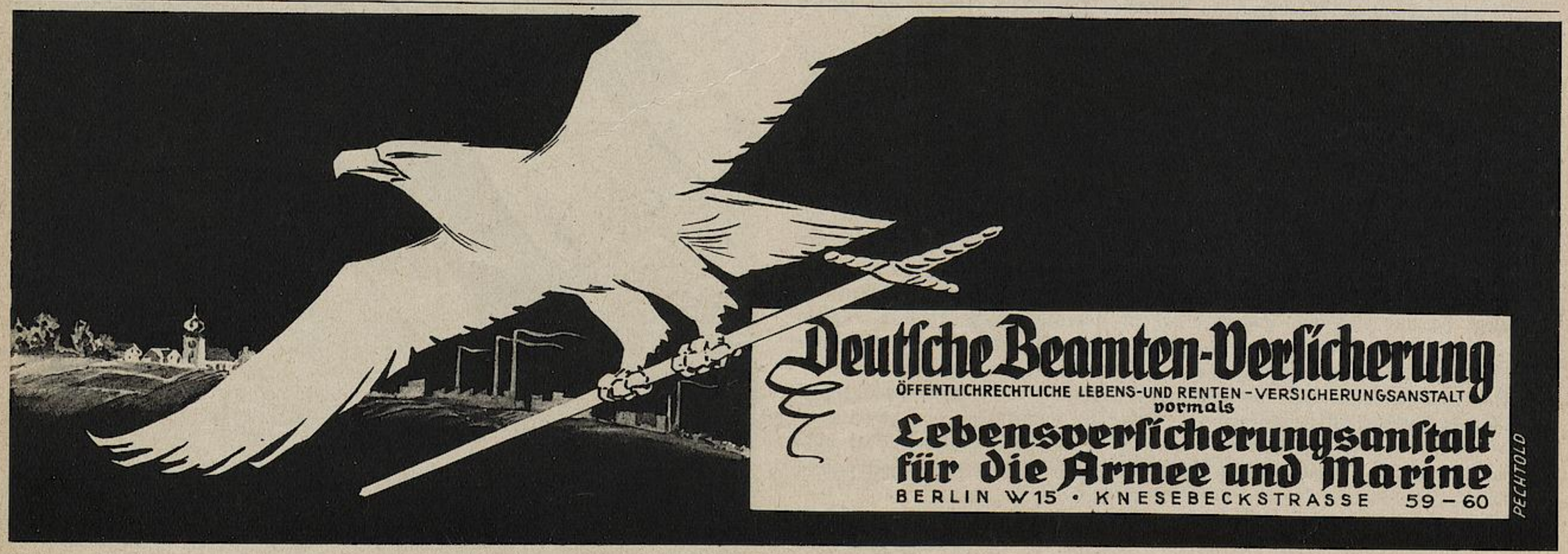
Es war auffällig, daß gerade unter den besonders guten Gewehrschützen keine große Sympathie für das LMG. herrschte, während solche, die beim Gewehrschießen mittelgut oder darunter abgeschnitten hatten, am MG.-Stand plötzlich ungeahnte Talente entwickelten. Das galt beispielsweise für Kamerad Heinrich, den „Attachee", dem offenbar die rasche reihenweise Erledigung von Gegnern sehr viel mehr einleuchtete als die langsame Einzelmethode. Unter den MG.-Bedingungen waren immerhin recht verwickelte Übungen, bei denen beispielsweise innerhalb von 25 Sekunden, mit beliebig viel Feuerstößen, aber insgesamt nur 15 Patronen, mindestens 10 Treffer in vier auseinanderliegenden Figurenquadraten erzielt werden mußten.



„Schwiegermutter"

„Das ganze Geheimnis ist, sich richtig hinpacken, genau zielen und dann das volle Körpergewicht gegen die Schulterstütze lehnen!" verkündeten die, denen das MG., die brave Kugelspritze, einfacher erschien als das allzu leichte und labile Gewehr!

Beim gefechtsmäßigen Scharfschießen draußen im Gelände erwies sich dann freilich, daß auch mit dem MG. 13 das Treffen auf größere Entfernung und nach schlecht sichtbaren Zielen keine Kleinigkeit darstellt. Die braven „Pappkameraden", kleine bunt bemalte (besser: bemalt gewesene) Pappscheiben in schwach erkennbarer menschlicher Gestalt, hier ein Kopf, dort ein MG., erhielten zwar manchen Treffer, und die größeren waren auch erwartungsgemäß vollkommen durchlöchert; aber Siegesstimmung kam nicht auf, hatte man doch zum ersten Male etwas von den



UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0183
gefördert durch
Baden-Württemberg

QUALITÄT und Präzision

Diese beiden Eigenschaften führten IDEAL und ERIKA zur Weltgeltung.

A.G. VORM. SEIDEL & NAUMANN · DRESDEN

Granit

aus Brüchen der Bayer. Ostmark

verwendet
zu Werksteinarbeiten
als deutsche Wertarbeit

Georg Wilfert, Granitwerke
Inhaber Arthur Grimm
Kirchenlamitz Bayer. Ostmark
Telefon Nummer 9
Gegründet 1835 / 100 Jahre

Jeden Tag Qualität Dralle **Zahncreme Rasiercreme**

Tafelbestecke
schwer versilb., langj. Garant., sowie Bestecke aus massiv rostfreiem Edelstahl. Nur Qualität! Große Auswahl, Monatsrat. Freikatalog!
Vetterlein, Besteckfabrikation, Solingen 65

Ostdeutsche Ahnen- und Sippenforschung
„Gipsor Ost"
Stolp i. Pom. Postschließfach 148
Königsberg i. Pr. Postschließfach 178
Spezialgebiete: Ostpreußen, Pommern, Danzig u. die ehem. deutschen Gebiete in Polen

Schreibmaschinen
Weinitschke
Rechenmaschinen
Weinitschke
Buchungsmaschinen
Weinitschke
Berlin S.W. 68, Spittelmarkt 1-2
Verlangen Sie Druckschrift Nr. 2123

Sonnengebräunt! Jetzt ohne Sonne!

Jeden Tag frisches, sonnengebräuntes und schönes Aussehen; reine und zarte Haut durch die weiße Vitalis-Creme. Keine Farbe, kein Puder und keine Schminke. Völlig unschädlich. Sichtbare Wirkung innerhalb ½ Stunde. Wo nicht erhältlich, erfolgt gegen Einsendung von RM. 2,50 abzügl. Zahlkarten-Gebühr auf Postscheck-Konto Berlin 72048 portofreie Zusendung. (Nachnahme RM. 2,70). Bei Nichtgefallen Geld zurück. Aufklärende Druckschrift „Ein schönes Gesicht" kostenfrei. Kukirol-Gesellschaft, Berlin-Lichterfelde, Postfach 356.

DEUTSCHE MESSINGWERKE

Carl Eveking A.G.
Berlin-Niederschöneweide

liefern

ALUMINIUMLEGIERUNGEN
(Aludur, Hartal)
REINALUMINIUM sowie
Messing, Kupfer, Bronze
in
Blechen, Bändern, Rohren, Stangen, Profilen, Preßteilen

Jhr Gebiß sitzt fest beim Essen Sprechen Husten

durch Bestreuen mit
APOLLOPULVER
Packung 54 g in Apotheker und in Drogerien!
GEO DÖTZER
Pharm. Fabrik Frankfurt/M

Sehr billig und doch Qualität!
Moderne Taschen- u. Armbanduhren

m Gar.-Schein. Bei Nichtgefall. Umtausch oder Geld zurück-
Nr. 3. Herrentaschenuhr m. geprüft., 36 stünd. Ankerwerk, vernick. M. **1.90**
Nr. 4. Versilberter Ovalbügel, vergoldeter Rand . . M. **2.30**
Nr. 5. **Besseres Werk,** fl. Form M. **3.40**
Nr. 6. Sprungd.-Uhr, 3 Deck., vergold. **4.90**
Nr. 6b. Dto., mit besserem Werk . . M. **7.40**
Nr. 8. Armbanduhr m. Lederriemen M. **2.60**
Nr. 85. Dto., kl. Form, besser. Werk M. **4.—**
Nr. 99. Dto., Golddoublé, **5 Jahre Gar. f. Gehäuse** Für Damen, m. Ripsband M. **5.90**
Dto., f. Herren, m. Lederband **6.90**
Nr. 1461. Geschn. **Kuckucksuhr,** ¼ stündl. Kuckuck ruf., M. **2.50**
Nr. 612. **Monogramm-Siegelring** für Damen oder Herr., 18kar. vergold., einschl. Ihrem Monogramm. **1.10.** Nr 614. dto. Siegelring. 8eck. Platte, **1.30.** Nickelkette M. —.25. Doppelkette, vergoldet. M. —.70. Kapsel M. —.25. Wecker, gutes Messingwerk, M. 1.80
Nr. 642. **Tischuhr,** mod. Form, 8 Tage-Werk, Eiche poliert, 38 X 20 cm M. **8.—**. Versand gegen Nachn.

Katalog gratis — Jahresumsatz über 30000 Uhren.
Fritz Heinecke, Braunschweig 87

1½ kg Kaffee nur **feine Sorten 6.65**
spesenfrei Nachn.
Vertreter gesucht
R. & H. Gildemeister
Bremen W
Georgstraße 47—48

Inserieren bringt Gewinn

Thüring. Höh. Techn. Staatslehranstalt
Maschinenbau mit Autobau, Flugzeugbau, Elektrotechnik mit Fernmeldetechnik
Thüringen
Hildburghausen

Bären-Stiefel A. G.
Altes arisches Unternehmen

Reitstiefel
Dienststiefel
Zugstiefel

Jagd- und Sportstiefel
Am Lager sind über 50 Modelle fertiger Reitstiefel
Verlangen Sie Preisliste DW über Schaft-, Reit-, Jagd- und Arbeitsstiefel
Berlin SW 19, Leipziger Str. 54
am Spittelmarkt Telefon A 6 Merkur 1754

So froh u. glücklich-

wird auch Ihre Tochter als Braut sein, wenn Sie ihr in die Ehe eine
schöne gediegene Aussteuer
aus Haagen mitgeben. Unsere Auswahl und unsere Preise machen Ihnen das leicht. Lassen Sie sich doch bitte
völlig kostenlos
unseren reichbebilderten Aussteuer-Katalog zukommen. Sie finden darin viele günstige Angebote in Tisch-, Leib- und Bettwäsche, Gardinen und vieles mehr. Hunderttausende kluger Hausfrauen kaufen ständig bei uns.
Also schreiben auch Sie sofort an die

Textil-Manufaktur Haagen
Wilhelm Schöpflin
Haagen 263 (Baden)

„Wehrmacht"-Anzeigen – Erfolganzeigen
Wenn Sie einen guten
Marken-Füllhalter
in kleinen Raten
haben wollen, fordern Sie Katalog:
Schwarz & Wähner
Füllhaltergesellschaft
Hamburg 11 . Stomanhaus W

Musik Instrumente?
Denn **Wilh. Kruse**
Markneukirchen Nr. 90 u. Klingenthal Sa.
Das Haus für Volks- und Hausmusik.
Denn Bezug von hier bringt den Beweis: In Güte GROSS und klein im Preis
Künstlerkatalog frei!

Bewährt und bevorzugt sind
DÜRKOPP
Fahrräder
Motorfahrräder

Er ist auf der Heeresfachschule sehr gut weiter gekommen, weil er sich durch Rustins Selbstunterricht gründliche Kenntnisse in den Lehrfachern Deutsch, Rechnen, Mathematik, Geschichte, Erdkunde, Volkswirtschaftslehre, Staatskunde, Englisch, Physik, Chemie, Deutsche Kurzschrift u. Rassenkunde erwarb.
Vorbereitung durch Rustin
(nach der Dienstzeit) auf Obersekundareife u. Abitur nach allen Schularten, zu Ihrem Zivilberuf (kaufmännischen, musikwissenschaftl., landwirtschaftlich., technischen Elektrotechnik, Baufach, Maschinenbau, Kraftfahrwesen, Handwerk usw.) und zur Beamtenlaufbahn.
Schreiben Sie uns, was Sie erreichen wollen. Wir beraten Sie gern und senden kostenlos Studienprogramme u. Rustin-Zeitschrift mit Erfolgsberichten.
Rustinsches Lehrinstitut, Potsdam-Fa 136

Mützen-Aufbewahrungskartons
in mehrfach bewährter Ausführung für Kammer und Kantinen liefert prompt und preiswert
KARTONFABRIK W. WOLF
Berlin N 4, Strelitzer Str. 60 . Fernruf: Sammel-Nr. D 5 3297

Für 29.-
Reichsmark ein Fahrrad mit Garantie und Freilauf-Rücktrittbremse. Original Stricker mit Außenlötung, komplett RM. 36.—.
Katalog über Fahrräder u. Lampen frei
E. & P. Stricker, Fahrradfabrik
Brackwede-Bielefeld 311

„Wehrmacht"-Anzeige bringt Erfolg

Deutsche Flaggennäherei
Bei Bannern, Fahnen dann und wann Ruf immer erst K. Ameis an
SW 19, Wallstr. 88a / Ruf A 6 3092

Stahl-Büromöbel

POHLSCHRÖDER + Co.
DORTMUND + BERLIN NW 7

Original MAUSER
JAGD-SPORT-UND VERTEIDIGUNGS-WAFFEN
genießen Feldruf

MAUSER-WERKE A-G
OBERNDORF A. NECKAR

An die Mauser-Werke A. G., Oberndorf a. N.
Ich möchte mich über Ihre Original-Mauser Jagd-, Sport- u. Verteidigungswaffen näher unterrichten und bitte um unverbindliche Zusendung Ihrer Drucksache K 490 und Bezugsquellennachweis.

Name: .....
Ort: ..... Kreis: .....
Straße: .....
(Bitte recht deutliche Schrift)

Die S. & S.
Selbstlade-Pistole

Kaliber 7,65 mm
Behörden-Modell, versagt nie, denn die allseitig geschlossene Form schützt gegen Funktionsstörungen. Die Waffe ist im geladenen und gespannten Zustand universell gesichert und im Augenblick der Gefahr ohne Entsicherungsgriff sofort schußbereit. Höchste Feuerbereitschaft und Feuergeschwindigkeit stempeln die Pistole zur vollkommenen Verteidigungswaffe. Unsere ausführlichen Prospekte stehen auf Wunsch kostenlos zur Verfügung
J. P. Sauer & Sohn, Suhl
Gewehrfabrik . Gegründet 1751

Efha
FLEISCHWAREN
bewährt und bevorzugt als Mannschaftsverpflegung
EFHA-WERKE, BERLIN-BRITZ

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0184
gefördert durch Baden-Württemberg

ÜBER 90 JAHRE! Älteste deutsche Cigarettenfabrik Gegr. 1845
G. E. Hirsch GMBH Cigarettenfabrik
BERLIN W 8 UNTER DEN LINDEN 41
Für Offiziersheime besondere Bedingungen!
VERKAUF NUR DIREKT AN VERBRAUCHER / VERSAND NACH ALLEN ORTEN / ILLUSTRIERTE PREISLISTE AUF WUNSCH KOSTENLOS UND PORTOFREI!

wahren Schwierigkeiten des offenen Geländes gemerkt, — und außerdem war höchst ungemütliches, kaltes und windiges Wetter.

Wie gut, daß selbst hier hinaus Schwiegermutter ihren Weg gefunden hatte, sogar mit warmen Würstchen! Ein Pferdewägelchen hatte sie mitsamt ihren Schätzen herantransportiert. Sie war eben bei jeder Art von Schießen unentbehrlich. Die Frage: „Kommt denn Schwiegermutter noch nicht?", erscholl mindestens ebenso oft wie der unvermeidliche Klageruf über das unzuverlässige Wetter, denn dem einen war es zum Zielen zu hell, dem anderen zu dunstig, dem dritten zu windig, dem vierten zu kalt.

Unseren Gewehren gaben wir weit weniger schuld an unbefriedigenden Ergebnissen. Mit denen standen wir, obwohl manche so alt waren wie ihre Besitzer, ganz gut. Ein solches Verhältnis zur Braut sollte die Regel sein! Nur galt es, sie gut zu pflegen, das Korn in acht zu nehmen und mit dem Reinigen nach dem Schießen sorgfältig zu verfahren. Noch auf dem Schießstand zogen wir den Lauf einmal durch, und nachmittags brauchte mancher seine fünf, sechs Dochte, um die „Braut" wieder blitzsauber in die Ecke stellen zu können.

Das MG. — gewissermaßen Gemeinschaftsbraut — wurde umschichtig von den vier Mann des jeweiligen MG.-Trupps gereinigt. MG.-Schütze Nummer 1 mußte außerdem die teure Last tragen, was bei größerer Hitze und häufigen Hügeln nicht immer ein reines Vergnügen bedeutete. Ohne Gasmaske ging das noch; mit Gasmaske galt es, besonders in den Kreisen der „älteren besseren Herren", als etwas beschwerlich.

Der „Gasmax", wie die Gasmaske in leichter Distanzierung vielfach genannt wurde, war überhaupt nicht gerade beliebt, und vor allem, das fanden wir immer wieder, zu beschleunigter Fortbewegung wenig geeignet. Im Ruhezustand war er erträglich; infolgedessen fiel das Schießen in Gasmaske, das den festlichen Abschluß unserer Darbietungen in Schwiegermutters Reich bildete, gar nicht übel aus. Bei „Marsch, marsch!" oder „Dreimal um den Kasernenhof!" entdeckte man dagegen gewisse Nachteile dieser unfrohen Maskierung. Trotzdem nahmen wir auch diese Sache mit Humor.

Als eines Tages auf dem Marsch „Gas!" kommandiert wurde und wir sämtlich unter den herrlichen, rüsselförmigen Larven verschwanden, ertönte voll schöner Selbstverspottung der Ruf: „Es kann weitergeraucht werden!" Und dann wurde allen Ernstes unter den Masken ein Lied angestimmt, das sich anhörte wie der Pilgerchor aus Tannhäuser, nur noch etwas düsterer und verschnupfter.

Wir vierzehn

Wenn wir vom Dienst in die Kaserne zurückkehrten, leicht verdreckt und müde, vorübergehend sogar mal etwas niedergeschlagen, dann brauchte sich nur die Tür von Stube 118 hinter uns zu schließen, und alles Unangenehme lag hinter uns, schien halb vergessen, jedenfalls unschädlich gemacht durch das Fluidum bescheidener Behaglichkeit, das diese kahlen Wände und unschönen Möbel für uns ausströmten.

Mit einem Aufatmen schmiß jeder seine „Klamotten" von sich, die Stahlhelme gaben die rotgeschwitzten Schädel mit den verstrubbelten Haaren frei, und wir nickten uns zu: „So, das wäre mal wieder geschafft!"

„Donnerwetter, habe ich geschwitzt!" „Was gibt's denn heute mittag?" „Hat einer meinen Spindschlüssel gefunden?" „Verflucht nochmal, ich habe meinen Mündungsschoner draußen stecken lassen!"

So schwirrte das durcheinander, und die Erschöpfung wich schon wieder neuem Tatendrang. Hier, auf unserer Stube, konnte uns vorläufig keiner was anhaben. Vorher und später interessierten uns einen Dreck. Man lebt ja als Soldat so intensiv in der Gegenwart wie sonst nie. Jetzt waren wir in unserem Heim, unserer Burg, für die nächste Viertel- oder halbe Stunde war Ruhe, und nur die Kameradschaft übte hier ihre Rechte und Pflichten aus.

„Nimm mir doch mal das Koppel ab, da hat sich was mit dem Haken verheddert." Jetzt kam, mindestens so verschwitzt wie wir selbst, der Herr Stubenälteste nach Hause; die „Ufas" waren mal wieder besonders scharf hergenommen worden. Sein Stahlhelm kugelte durch das Lokal. Wir anderen standen in Unterhosen oder spannten die Gasmasken vorschriftsmäßig auf die Halter. Etliche hatten schon das Drillichzeug an und riefen: „Eßmarken nicht vergessen!" Alles ging ruckzuck, selbst in der Pause, — so sehr hatten wir uns an den ganzen Betrieb gewöhnt.

Und wenn man zufällig mal aufsah und die Gesichter der Menschen betrachtete, mit denen man nun einige Wochen beisammen hauste und noch ebenso lange zusammenbleiben würde, dann kriegte man beinahe das Staunen über die Veränderung, die mit so gut wie allen vorgegangen war. Das waren nicht mehr die etwas unsicheren jungen Leute vom ersten Tag, verkleidete Zivilisten, die in dieser Umgebung reichlich komisch wirkten und sich auch selbst entsprechend vorkamen. Das waren Soldaten geworden, selbstbewußt, gestrafft und gehärtet trotz der kurzen Zeit, nach Kommiß duftend und rauh wie alte Krieger . . .

Zauber der Uniform

Einen wesentlichen Anteil an diesem Wandel hatte natürlich die Uniform, und doch beruhte er bestimmt nicht bloß auf Äußerlichkeiten. Übrigens war ja auch die Uniform nichts rein Äußerliches. Im Gegenteil, jeder hatte erlebt und empfunden, wie dieses Tuch aus ihm selbst etwas anderes gemacht hatte, wie es seine ganze Haltung und Anschauung, ja sogar die Auffassung von sich selbst beeinflußt hatte. Man kam sich männlicher, kühner, kraftvoller vor . . .

Seltsam, das waren nun Kleidungsstücke, die hatten schon vielen Soldaten vor uns gedient und würden nach uns von vielen anderen weiter getragen werden. Sie waren so unpersönlich wie irgendetwas und verwuchsen dennoch mit

Nachtübung — Zeichnungen: Manfred Schmidt

uns so stark, daß es einem leid tat, wenn man auf Kammer einen Dienstrock eintauschen mußte. Es war zweifelhaft, wer stärker von dem anderen Besitz ergriff: der Träger oder die Uniform. „Du Uniformständer", hatte ein Mädchen zu einem von uns gesagt, als er zum ersten Male auf Urlaub gekommen war. „Du bist ja von oben bis unten nichts als Uniform!" Sehr richtig, — sogar der Kerl darin war sozusagen selbst ein Stück Uniform geworden, mit ganz neuen Begriffen, Werturteilen, Idealen.

Gerade den Älteren bedeutete die Uniform etwas Besonderes, was sie innerlich erhob und zuweilen feierlich stimmte, was sie andererseits gewissermaßen um eine Reihe von Jahren zurückversetzte. Den Jüngeren dagegen war sie eine Bestätigung der männlichen Verantwortung, die sie nun übernommen hatten.

Uns allen gab sie das wunderbare Gefühl unbedingter Zugehörigkeit zur großen Gemeinschaft der Waffenträger der Nation. Sie verband uns mit allen in Vergangenheit und Gegenwart, die den gleichen Rock getragen haben oder gleichzeitig tragen. Sie gewährte die beste Entschädigung für manches, was an Ungewohntem und Hartem mit dem Dienst verbunden war. Sie würde uns, das wußten wir, auch in Zukunft nicht loslassen. Selbst wenn wir sie in Kürze wieder ausziehen mußten, blieben wir ihr verhaftet als einem Bestandteil unseres neuen Ich, das nie wieder in das alte vorkommißliche zurücksinken konnte.

Keiner von uns war dieser Verwandlung entgangen. Jeden hatte die Uniform irgendwie anders gemacht, nicht „uniform", aber soldatisch. Sie hatte den Ungestümen gebändigt, den ruhiger Veranlagten „aufgemöbelt", den Verwöhnten abgehärtet, das Rauhbein geglättet. Jeder gab sich Mühe, in Uniform so zu sein, wie das dazu paßte. Jeder war stolz auf sie. Dieser Stolz wurde nicht etwa bloß spazieren getragen; er war etwas Selbstverständliches und hatte nichts mit der lächerlichen Überheblichkeit jenes Fünf-Tage-Rekruten zu tun, der — es war einer von den „Mündungsschonern" gewesen, wie die ganz Kleinen der Kompanie etwas unfreundlich genannt wurden — im Unterricht auf die Frage nach den Gründen anständigen Benehmens in der Stadt geantwortet hatte:

„Damit ick mir von die schoflen Zivilisten vorteilhaft untascheide." Worauf ihn der Major, der dem Unterricht zufällig beiwohnte, gebührend darauf hingewiesen hatte, daß der Herr Schütze selbst noch vor fünf Tagen ein „schofler Zivilist" gewesen sei und daß eine derartige Auffassung vom Verhältnis zwischen Truppe und Zivilbevölkerung völlig fehl am Platze sei. Diesem Rekruten schien der Zauber der Uniform die Gehirnachse leicht verbogen zu haben.

Die Siegerwaffen in vielen Wettkämpfen sind die Walther-Waffen. Um gut schießen zu lernen, muß der Schütze eine unbedingt zuverlässige Waffe haben, so daß er gewiß ist, daß bei gutem Abkommen jeder Schuß sitzt.
Walther-Waffen in ihrer Vollkommenheit sind Spitzenleistungen
Walther-Polizei-Pistolen Kal. 7,65 mm. Mod. PP. und PPK. Hohe Feuergeschwindigkeit und Treffsicherheit.
Walther-Pistolen Modell 8 und 9, Kal. 6,35 mm. / Walther-Kleinkaliber-Sportbüchsen Kal. 22 l. f. B.
stehen bei Wettkämpfen immer in vorderster Front. Verlangen Sie Prospekt Nr. 106 kostenlos von
CARL WALTHER, WAFFENFABRIK, ZELLA-MEHLIS/THÜR.

Das Zeichen WALTHER der Präzisionswaffe

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0185
gefördert durch Baden-Württemberg

Nein, gegen Überheblichkeit schützten uns erstens unsere Vorgesetzten, — und zweitens wir selbst, durch gehörige gegenseitige Frozzelei. Aber wir gingen gern in Uniform aus und hingen das Koppel im Lokal mit solcher Routine an den Kleiderhaken wie alte Troupiers. Wir kauften uns auch schleunigst die rot-weiße Kompanie-Troddel, deren Anbringung der Stubenälteste jedem mit bewundernswerter Geduld beibrachte. Diese Schleife war fast so schwierig wie der berühmte Knoten am Gasmaskentragband, der als eine Neuauflage des gordischen Knotens zu betrachten ist und nach einem neuen Alexander schreit. Wir waren stolz — trotz aller Unbequemlichkeiten, die das Wacheschieben mit sich bringt — Posten zu stehen oder uns im Schmuck der Waffen konterfeien zu lassen ...

Unsere Uniformen saßen durchweg sehr gut und sahen hochanständig aus. Mit Vergnügen beobachteten wir die mannigfachen günstigen Wirkungen, die wir oder vielmehr die Uniform hervorriefen.

Da war besonders die Weiblichkeit, für deren jüngere Jahrgänge etwas anderes als Soldaten gar nicht mehr in Frage zu kommen schien. Schon die Vierjährigen standen grüßend auf der Straße, wenn wir vorbeimarschierten, und sie machten es besser als die gleichaltrigen kleinen Jungen. — Nett war auch ein Erlebnis, das einer von uns auf einem Sonntagsausflug im Gebirge gehabt hatte. Der war, hungrig wie Soldaten sind, an ein paar einsame Häuschen im Wald gekommen und hatte um ein Glas Milch gebeten. Ein altes Mütterchen schenkte köstliche fette Milch ein und antwortete auf die Frage nach dem Preis: „Für Sie kostet das zehn Pfennig!" - „Wieso, kostet es denn eigentlich mehr?" „Ja, von den Kurgästen nehmen wir sonst zwanzig, aber von Soldaten nur zehn!" Ach, meinte der E-Soldat verlegen, er sei ja auch nur kurze Zeit Soldat, ob sie ihn nicht lieber als Kurgast ansehen wolle? „Nein", war die schlichte Antwort. „Wir sind ja so froh, daß wir wieder Soldaten haben!"

Übrigens genossen wir auch sonst mancherlei Kommißvorteile, so durch verbilligte Preise in den Wäschereien und — sehr wichtig — im Kino unserer Garnison, das uns von Zeit zu Zeit mit einem kleinen Schuß Mondänität versorgte und ein bißchen von der fernen Welt vorgaukelte.

Das „Sanatorium"

Im Grunde wollten wir von dieser fernen „mondänen" Welt gar nicht viel wissen. Mancher betrachtete das Idyll der Stube 118 als einen Tempel der wahren Weisheit.

„Kinders, hier ist es ja so schön", beteuerte der Schriftleiter aus Berlin immer wieder. „Kein Telephon, keine unangenehmen Leute, kein Ärger, — das reinste Sanatorium!"

Gegen die Einrichtung des Karlschen Radios wurden zuerst allerhand Proteste laut. Doktor Curt verwahrte sich gegen die greulichen Pfeifereien bei der Suche nach neuen Stationen. Bis man besagten Curt eines Tages höchstselbst, das etwas höherstehende linke Ohr lauschend vorgestreckt, am „Wimmerkasten" entdeckte, wo er unter greulichen Mißtönen herumbosselte, um irgendeine linde, seinem Geschmack zusagende beruhigende Musik heranzuholen ...

Nein, von Ruhe konnte schon in der vorrundfunklichen Periode der Stube 118 nicht immer die Rede sein. Was herrschte manchmal für ein infernalischer Krach zwischen diesen engen vier Wänden! Der eine hämmerte Nägel in sein Spind. Der andere kloppte Pinnen in die Stiefel. Der dritte schmiß aus Versehen Stahlhelm und sonstigen Zubehör vom Schrank herunter. Sein Nachbar badete sich platschend die Haxen in einer der großen Waschschüsseln. Vier bis fünf eifrig mit Stiefelwichsen Beschäftigte sangen aus vollem Halse „Am Brunnen vor dem Tore". Drei spielten Skat, wobei sie erregte Dispute über die Bedeutung dieses oder jenes Stiches führten. Und der Rest unterhielt sich, brüllend vor Lachen, über Jugenderinnerungen oder zweideutige Witze. „Mensch — so'n Bart!"

Und trotzdem war gerade dieser Krach beruhigend und anheimelnd. Denn er bewies, daß wir restlos unter uns waren und daß die böse Welt draußen uns am Abend begegnen konnte.

Wahrhaftig, urgemütlich war es, wenn wir nach getaner Arbeit, sämtliche Fressalien vor uns aufgebaut, dicht nebeneinander auf unseren Schemeln saßen. Jubelgeheul, wenn einer heimlich in den Keller geschlichen war und mit einem halben Kasten Bier erschien! Jeder bekam einzeln seine Flasche zugeworfen, ein Druck des Daumens ließ den Verschluß knallend emporspringen, man stieß miteinander an und rief: „Hoch die Tassen!" Mit so einem kühlen Tropfen mundeten die dicken Stullen ganz anders.

Und dann wurde erzählt, — über Abenteuer, die der eine oder andere erlebt hatte, über dienstliche Dinge, die mit schwerwiegendem Ernst lang und breit abgehandelt wurden, über Tagesfragen und Politik. Der eine schrieb einen Brief, der andere holte sein Wichszeug wieder hervor. Nico rollte sich Zigaretten, Kamerad Rudolf, der Förster, zündete eine seiner langen Virginias an, mit denen er aussah wie ein österreichischer General. Unser „Großer Kurfürst", Hans, der lustige Magdeburger, leitete bald wieder auf sein eigentliches Gebiet über und gab Witze, ja, ganze lange Dichtungen zum besten. Dann wurde gemeinsam gesungen, wobei Kamerad Werner die Quetschkommode kunstvoll handhabte. Dieser und jener holte sich seinen „Reibert" aus dem Spind oder dem Bett, der beliebten Aufbewahrungsstätte für Zeitungen und ähnliche Dinge, und paukte nochmal die Bestandteile des Gewehrs 98. Kamerad Otto aus Thale war zwischendurch klammheimlich in die Falle gegangen und lag schon in tiefem Schlaf, unbeweglich genau in der Mitte seines musterhaft gebauten, ängstlich geschonten Bettes. Otto aus der Eifel folgte seinem Beispiel, und so allmählich, nachdem die Uhr die 9 überschritten hatte, schlossen alle übrigen sich an.

Volksgemeinschaft im Kleinen

Am schönsten waren einige Abende am Radio, kurz nachdem uns Kamerad Karl diese wertvolle Bereicherung der Stube 118 mitgebracht hatte. Es wurden Reden des Führers gesendet, die dieser auf seiner großen Reise durch Deutschland in München und anderen großen Städten hielt. Eng gedrängt saßen wir alle um den Apparat, aus dem, aufrüttelnd und mitreißend, die Stimme des Mannes klang, dem in dieser Stunde ein ganzes Volk gläubig und vertrauensvoll lauschte. Wir fühlten uns all den Millionen unsagbar stark und lebendig verbunden. Die Wände unserer Stube weiteten sich, wir saßen mit all den anderen in einem riesigen, von der Stimme Adolf Hitlers erfüllten Raum und gaben unser „Ja", da wir als Staatsbürger diesmal nicht aktiv teilnehmen durften an der Abstimmung, durch das stille Gelöbnis der Treue und Zuverlässigkeit ab.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Schlauchbootfabrik
Hans Scheibert
Berlin SO 16, Köpenicker Straße 32a
Fernsprecher: Jannowitz 57 5374 und 3301
Alleinhersteller der bekannten Floßsacktype »Berlin« und der »Möwe«-Schlauchboote
Lieferant für Heeres-, Marineverwaltungen und sonstige Behörden
Bau von Floßsäcken und Schlauchbooten in neuzeitlicher Ausführung, Herstellung von Schnellbrücken
Umbauten, Instandsetzungen und Lieferung sämtlicher Ersatzteile
Spezial-Floßsackfarben zum jährlichen Schutzanstrich der Floßsäcke

AUER
GASSCHUTZGERÄTE FÜR DIE WEHRMACHT:
GASMASKEN – SAUERSTOFFSCHUTZGERÄTE
INHALATIONSGERÄTE, HÖHENATMER, GASANZÜGE, SCHUTZRAUMBELÜFTER, PRÜFGERÄTE
DEGEA A.-G. (AUERGESELLSCHAFT) BERLIN

Chirurg-Instrumente
MEDICIHAUS A.G.
Berlin NW 7, Karlstraße 31

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0186
gefördert durch Baden-Württemberg

3 × kurz gelacht – (ha-ha-ha!)

HA-HA-HA

Rekrut Drüggelkamp meldet sich mit starken Leibschmerzen im Revier. „Nun, Drüggelkamp, wo fehlt's denn?" fragt der Oberarzt. Drüggelkamp zeigt auf seinen Bauch.
„Ihnen hat die Bohnensuppe wohl zu gut geschmeckt?"
„Zu Befehl, Herr Oberarzt."
„Haben Sie starke Schmerzen, Drüggelkamp?"
„Zu Befehl, Herr Oberarzt."
„Haben Sie denn auch Öffnung, Drüggelkamp?"
„Zu Befehl, Herr Oberarzt, Öffnung genog, Herr Oberarzt .... men et kümmt nix herut."

*

„Schulze, was würden Sie tun, wenn Sie auf Wache ständen und jemand würde von rückwärts seine Arme so fest um Sie legen, daß Sie sich nicht rühren könnten?"
„Sehr einfach. Ich würde sagen: Anna, mach' daß du wegkommst, siehst du denn nicht, daß ich auf Posten stehe?"

*

In einer kleinen westfälischen Garnison wird zum ersten Male wieder ein Pferderennen abgehalten. Die Fähnriche des Standortes befinden sich auf dem Wege dorthin und unterhalten sich über Totalisatorbetrieb und dergleichen. Da begegnet ihnen ein biederes Bäuerlein und sie stellen an ihn die Frage, ob es auf dem Rennplatz auch wohl einen Totalisator gebe. Treuherzig meint das Bäuerlein:
„Och Häärns, dat doht Se men ächter de Planke."

Du mit deiner ewigen Raserei auf den Patrouillen-Ritten! Willst Du's mir nun jetzt glauben, daß wir uns verfranzt haben! . . . ?
(Zeichnung: Bob Hindersin)

Gurke ist Gast. Es gibt Suppe, Fisch, Braten, Eis und Obst. Nach dem Obst kommen Wasserschalen auf den Tisch. Gurke taucht den Eislöffel hinein. Der Hausherr guckt verwundert: „Nanu? Warum waschen Sie denn den silbernen Löffel ab?" Gurke lächelt: „Glauben Sie, ich will mir meine Taschen voll Eis schmieren?"

Mehrere Soldaten waren damit beschäftigt, vor der Kaserne ein Blumenbeet anzulegen. Die für Ausfüllung einer Grotte zu benötigende Erde war alle geworden, und man sann darüber nach, wie neue zu besorgen war. Da kam ein alter Soldat des Weges und sah sich die Arbeit der Kameraden an. Ein Obermaat, der die Arbeiten leitete, sagte zu dem Neuhinzugekommenen: „Besorgen Sie uns Erde, woher, ist mir egal!" Nach einiger Zeit kam der alte Soldat wieder zurück, er hielt in der Hand eine lange Schnur. Der Obermaat sah ihn und fragte: „Was haben Sie denn da?" Er sagte: „Herr Obermaat, hoffentlich geht dieses hier, ich habe diese Erde vom Kompanie-Radio abgetakelt."

*

Als der General v. W. das 4. Armeekorps kommandierte, ritt er eines schönen Manövermorgens im schlanken Trabe an der Marschkolonne, von rückwärts her, entlang. So kam er auch an einem Hauptmann, den er gut kannte, vorbei. „Morjen!" rief der General dem Herrn zu.
„Guten Morgen, Euer Exzellenz!" brüllte Musketier Schreivogel aus vollem Halse, dieweil er glaubte, Exzellenz hätte der Truppe Guten Morgen gewünscht.
Der Gegengruß blieb dem Hauptmann im Halse stecken. Er bekam vor Ärger einen puterroten Kopf. Wütend drehte er sich auf seinem Pferde um.
„Wer war das Rindvieh?"
Da brüllte Musketier Schreivogel zurück:
„Seine Exzellenz, der kommandierende General!"

HA-HA-HA

Ha Ha

ich habe mir schicken lassen: **„Das Buch zum Totlachen"**, die besten und schlechtesten Witze, tolle Geschichten, wir-

kungsvolle Deklamationen und Couplets nach bekannten Melodien. Außerdem **originelle Späße, Anekdoten z. Nacherzählen, lustiger Zeitvertreib.** Dazu 1 Schachtel Niespulver und Juckpulver, 10 Knalleinlagen für Zigaretten, 1 Katzenstimme, 1 Monokel, 1 spring. Frosch u. 3 andere Scherzartikel. Diese mit den 2 Büchern zusammen nur M. 2.75 portofr. Nachn. M. 3.10
Buchversand Gutenberg
Dresden-Ha 371

ANZEIGEN haben immer Erfolg!

Kottler „Zum Schwabenwirt"
Berlin W 30 · Motzstraße 31
Gepflegte deutsche Gaststätte

Großer Kurfürst
Inhaber Hans Dörre
AN DER POTSDAMER BRÜCKE

Restaurant Pauquet
„Zum schwarzen Ferkel"
Dorotheenstraße 31
Die historische Gaststätte der Innenstadt

Weinstuben **HUTH**
POTSDAMERSTR. 139

Troika
Am Wittenbergplatz Kleiststraße 21
Das russische Restaurant
BALALAIKA-MUSIK

Klingers Weinstuben
Rankestraße 26
KÜCHE VON WELTRUF

ROXY
Die Sport-Bar Berlins
Joachimsthaler Straße 26

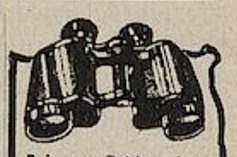
1 Kanne Kaffee
2 Stück Kuchen
10 Attraktionen
4 Uhr Tanztee
alles zusammen
Nur 1.— Mk.
bei freiem Eintritt
4 Kapellen — 2350 Plätze
atlantis
BEHRENSTRASSE 53-54

Rheinische Ingenieurschule Mannheim
MASCHINENBAU . ELEKTROTECHNIK
TECHNISCHER KAUFMANN
Programm A kostenlos

.....und abends in die
femina

Das Ballhaus Berlins
Ecke Tauentzienstr. Nürnburgerstr. 50
Zum 4-Uhr-Tanztee u. abends
Bernhard mit seinen 21 Solisten
und das weitere Programm

Die Original **Bauernschänke** in Berlin
zum **Groben Gottlieb**
Jägerstraße 65 Telefon: A 2 4261



Prismen-Feldstecher
f. Heer, Marine, Luftfahrt
Bis 5 Markengläser
1 Woche zur Probe!
Teilzahlung — Tausch
Kostenlos erhalten Sie Beratung, Katalog, Druckschrift „Mehr sehen, mehr erleben" Gelegenh.-Liste von
OPTIK-GELLER
GIESSEN 20

VDN Verband Deutscher Naturwein-Versteigerer
Versteigerung
naturreiner Weine des Winzervereins Deidesheim
am Mittwoch, dem 13. Januar 1937, mittags 1 Uhr, im Saale des eigenen Hauses in Deidesheim a. Bahnh.
Es kommen zum Ausgebot:
21 Stück u. 19 Halbstück 1935er Weißweine, 6200 Flaschen 1934er Weißweine, darunter Spät- und Auslesen.

Gratis Bücher
katalog 136 Seiten, auch Berufsbücher.
Urano-Verlag 475
Frankfurt a. M. 1

Raucher werden in 2 Tagen **Nichtraucher** für immer durch
TABAKEX
Aufklärungsschr. Kostenlos
LABORA-Berlin SW 29 E 2

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0187
gefördert durch Baden-Württemberg

Hier wird der Geist geschliffen

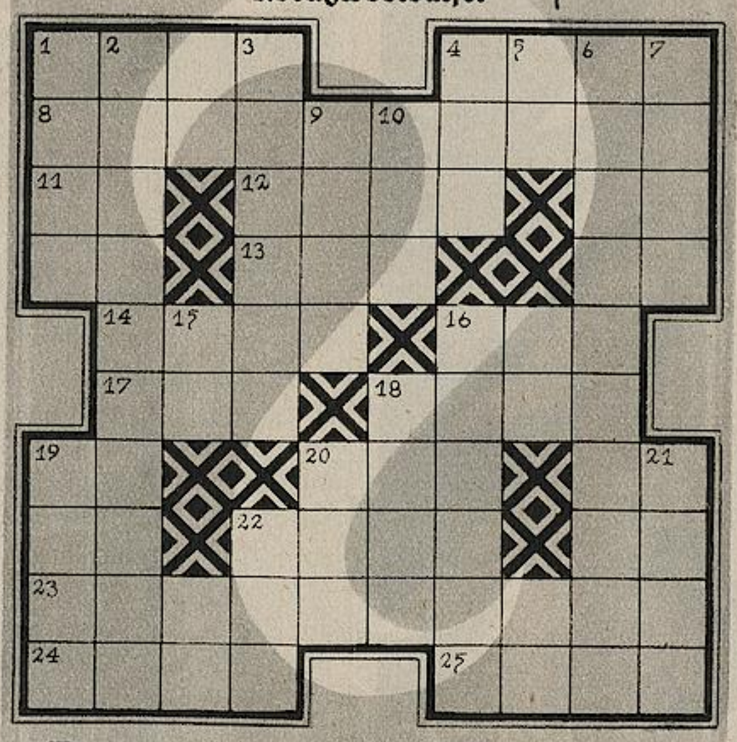
Silbenrätsel

Aus den Silben: an - be - be - be - del - derff donk - duz - e - e - e - e - fa - fer - ge - ger - halt he - hein - il - il - ke - ler - ler - li - lin - lok - mi - mut ne - ni - o - orts - ran - rich - ror - sa - schach - se - sen sinn - te - tis - tref - va - va - we

sind 19 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Sinnspruch von Theodor Fontane ergeben.

1. Gestalt aus Wagners Freundeskreis . . . . . _____
2. Gabe der Orientierung . _____
3. Hauptort v. Liechtenstein _____
4. schätzenswerte Eigenschaft . . . . . _____
5. Ort am Bodensee . . . . _____
6. Erzählung . . . . . _____
7. Einschußstelle . . . . . _____
8. Gliedstaat des Deutschen Reiches . . . . . _____
9. Frauengestalt der griechischen Sage . . . . . _____
10. brandenburgischer Feldherr . . . . . _____
11. Eroberer von Antwerpen 1914 . . . . . _____
12. Gestalt aus den „Meistersingern" . . . . . _____
13. Gemeinschaft . . . . . _____
14. Donauzufluß . . . . . _____
15. geographischer Begriff . _____
16. Herrscher des alten Deutschen Reiches . . . . . _____
17. Kopfzierde . . . . . _____
18. asiatische Hauptstadt . . . _____
19. Insektenfresser . . . . . _____

Kreuzworträtsel

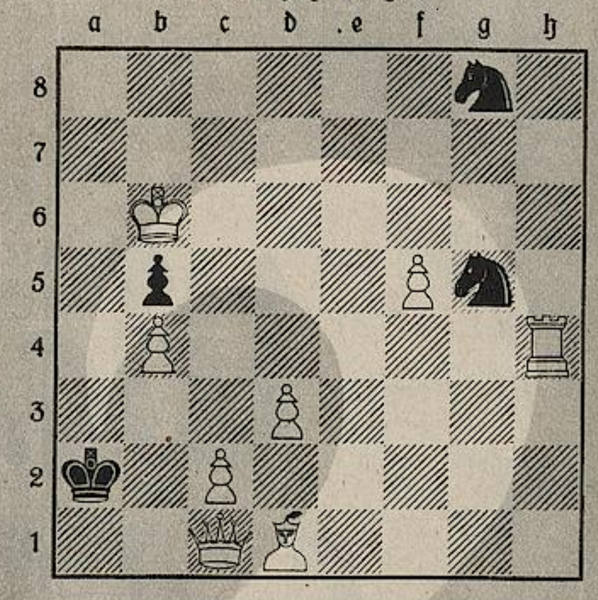


Waagerecht: 1. Grünanlage, 4. Kleidungsstück, 8. Truppengattung, 11. Abkürzung für Aktiengesellschaft, 12. Sumpfland, 13. Badeort am Spessart, 14. Tonstufe, 16. lettische Münzeinheit, 17. finnische Hafenstadt, 18. Baumaterial, 20. Temperaturbezeichnung, 22. Wäschestück, 23. altägyptische Tempelstadt, 24. Donauzufluß, 25. Gesichtsteil.

Senkrecht: 1. Zwei zusammengehörige Menschen oder Dinge, 2. Helden der griechischen Sage, 3. japanisches Kleidungsstück, 4. Sportgerät, 5. ausgestorbenes Wildrind, 6. Meßgerät an Geschützen, 7. Schweizer Nationalheld, 9. offener Eisenbahnwagen, 10. Auszeichnung, 15. sibirischer Strom, 16. österreichischer Feldmarschall, Gegner Friedrichs des Großen, 18. abgegrenztes Feld, 19. Gerbemittel, 20. Papstname, 21. Gartenpflanze, 22. deutscher Mediziner.

Schachaufgabe

Von Joh. Berger



Weiß: K b6; D c1; T h4; L d1; B b4, c2, d3, f5.
Schwarz: K a2; S g5, g8; B b5.
Weiß zieht an und setzt in 3 Zügen matt.

Auflösungen aus Nummer 4

Silbenrätsel: 1. Gutenberg, 2. Eindecker, 3. Niagara, 4. Eichendorff, 5. Russisch, 6. Artillerie, 7. Lavendel, 8. Fallschirm, 9. Efeu, 10. Lazarett, 11. Drillich, 12. Motiv, 13. Aviso, 14. Rumänien, 15. Silizium, 16. Cicero, 17. Hannibal, 18. Adjutant, 19. Langemarck, 20. Lafette — Generalfeldmarschall Graf Helmuth von Moltke.

Spruch nach Punkten: Schwergewicht, Versicherung, Großnichte, Bierkanne, Nennwert, Bohrmaschine, Bodenwelle, Kirmes, Sandsack, Michael, Vernichtungskrieg, Klangfülle, Bernstein, Waehrungen, Sendespiel.
(Wer sich nicht kann wehren, wird sich nicht lang ernähren.)

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Stichling, 6. Drell, 7. Raa, 9. Lat, 11. Ara, 13. Postillon, 14. Ena, 15. Ito, 17. Ale, 18. Oheim, 19. Eisenburg.
Senkrecht: 1. Seraphine, 2. Ida, 3. Heeringen, 4. Ill, 5. Gutenberg, 8. Atout, 10. Atoll, 11. Ate, 12. Ala, 16. Ods, 17. Amu

Wunschzettel: Ge(du)ld.

Mosaik: Ein Land wehrlos zu lassen, wäre das größte Verbrechen seiner Regierung.

Silbenband: 1-2 Arkade, 3-4 Dukaten, 5-6 Marabu, 7-8 Meerane, 9-10 Kabine, 11-12 Turbine, 13-14 Minerva, 15-16 Energie. (Karabiner).

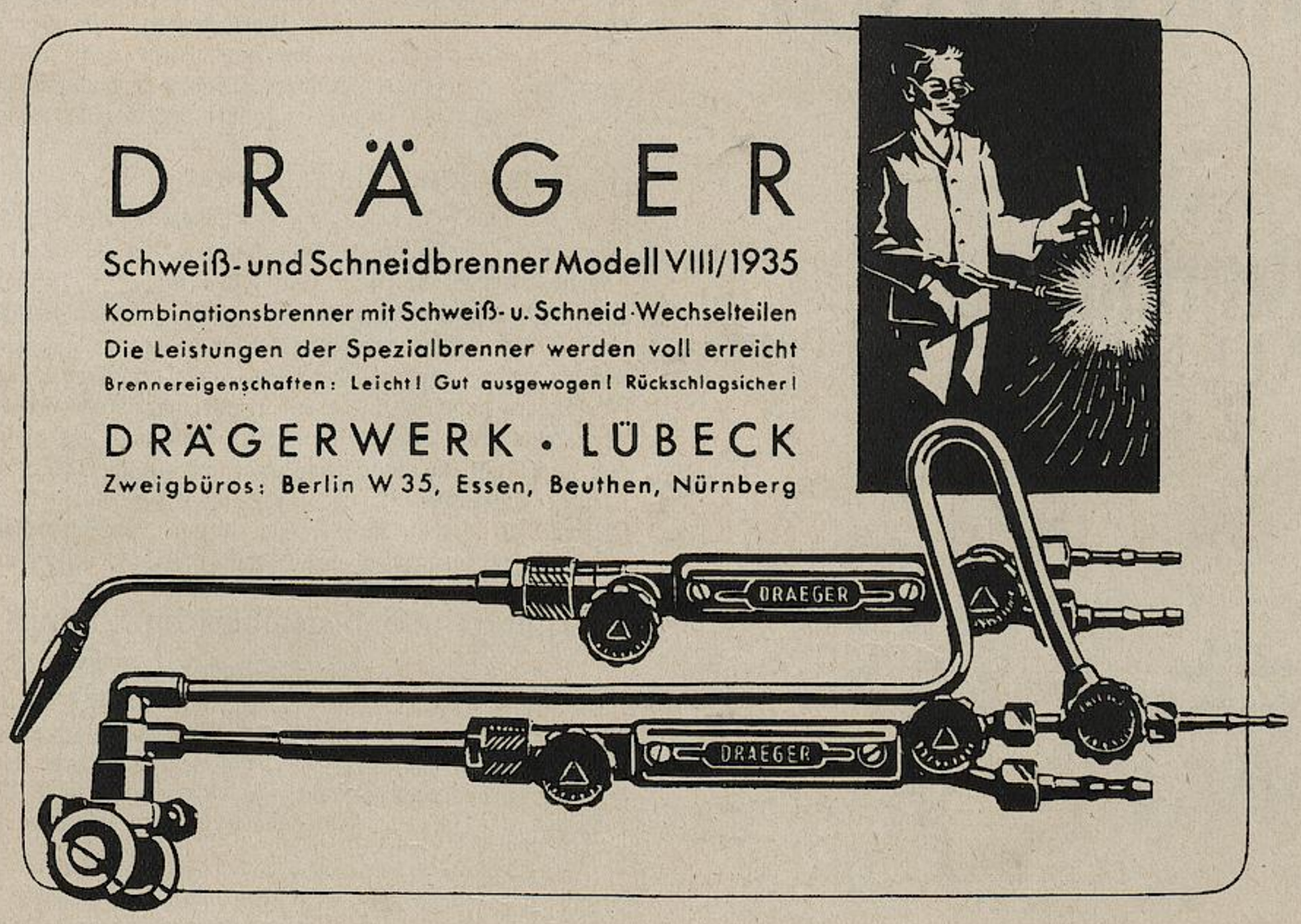
Berlin SW 19
Qual.-Dekorationen
Abzeichen — Fahnen
Max Küst
nur Niederwallstr. 32

„OSTA"
Qualitäts-Kaffee
2 Pfd. zur Probe franko
1/4 kg Kons.-M. 1.00
1/4 kg Haush.-M. 1.08
1/4 kg Hotel-M. 1.12
1/4 kg I. Sorte 1.34
nur RM. 4.54
Tägl. frisch. Röstung
Otto Stadtlander
Bremen 36 W
Wall 158/160

Bergische Besteck-Gesellschaft
ENDERS & CO.
W.-Elberfeld
Dürer-Straße 6
liefert
Markenporzellan und Silberbestecke
zu günstigen Zahlungsbedingungen. Katalog und Muster ohne jede Verbindlichkeit

Die weltberühmte
HOHNER
erhalt. Sie gegen 10 Monatsraten. Verl. Sie bitte sofort Gratiskatal. mit 100 Abbild.
LINDBERG
Größtes Hohner-Versandhaus Deutschlands
MÜNCHEN
Kaufingerstr. 10

DRÄGER
Schweiß- und Schneidbrenner Modell VIII/1935
Kombinationsbrenner mit Schweiß- u. Schneid-Wechselteilen
Die Leistungen der Spezialbrenner werden voll erreicht
Brennereigenschaften: Leicht! Gut ausgewogen! Rückschlagsicher!
DRÄGERWERK · LÜBECK
Zweigbüros: Berlin W 35, Essen, Beuthen, Nürnberg



Tanz
im Selbstunterricht mit 170 Bildern

Sie lernen bequem u. sicher zu Hause alle alten u. neuen Tänze: **der gute alte Walzer (auch linksherum), Polka, Rheinländer, Menuett, Figurentänze usw.,** ferner **Foxtrott, Slowfox, Tango, Steptänze, Engl. Waltz, Boston, usw. Jeder Schritt genau abgebildet u. erklärt. - Dazu „Die Kunst zu plaudern u. gewandt zu unterhalten"**, die Sie befähigt, **Eingang** in jede Gesellschaft zu finden. Bestellen Sie die Auflage **1937: „Der flotte, redegewandte Tänzer"** RM. 3,85 portofrei (Nachn. RM. 4,15)
Buchversand Gutenberg
Dresden-U 371

Bremer Kaffee
tägliche Röstung
1.95, 2.07, 2.18
1½ kg Probe frei Haus Nachn. **6.20**
Böhlhoff-Kaffee
Bremen, Postf. 195
Wiederverk. Sonderl.

Putzkasten zur Aufbewahrung der Bürsten, Seifen, Nähzeug, 3 teilig, 30000 im letzten Jahr verkauft. Kleiderbügel, Frühstücksbrettchen, Brustbeutel, Klopfpeitschen u. a.
F. P. Müller & Co., Eichstätt, Bayern
Verlangen Sie Preisliste
Vertreter gesucht!

Bestellungen auf die „Die Wehrmacht" nimmt jede Postanstalt entgegen

MILITÄREFFEKTEN UND ORDENFABRIK
Paul Meybauer
Stammhaus gegründet 1838
Berlin GW 68, Junkerstraße 19 Fernruf: A 7 Dönhoff 0767

FRIEDRICH GLEISS STETTIN, SCHNELLSTRASSE 1
Fleischerei und Wurstfabrik

Imme & Sohn Nachf.
Militäreffekten seit **1816.**
Berlin, Alte Jakobstr. 6, Fernsprecher 173107.

Waschechte Namenszettel
f. Wehrmacht u. Arbeitsdienst auf Leinen gedruckt lief. pro Dtz. f. 10 Pf. **Buchdruckerei Christ. Müller, Coburg,** Gerbergasse 2

Nichtraucher

in 1 bis 3 Tagen für immer durch Ultrafuma-Gold. Geringe Kosten. Prospekt frei. **E. Conert, Hamburg 21 / 54**

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0188
gefördert durch
Baden-Württemberg

Was fehlte auf dem Weihnachtstisch?

DER INTERESSANTE, SCHÖN GEDRUCKTE, REICH ILLUSTRIERTE

BESTELLSCHEIN

Ich bestelle den „Wehrmacht-Kalender 1937" für Reichsmark 1,80 zuzüglich Versandspesen. Postscheckkonto Berlin 382. Bei Voreinsendung des Betrages Versand portofrei

Name und genaue Anschrift

AN VERLAG „DIE WEHRMACHT" GMBH., BERLIN W 8

Vierzehn Tage FILM

Abenteuer im Mittelmeer

Hans Albers ist hier – „Unter heißem Himmel" – als Käpt'n im Mittelmeer wieder einmal ein Kerl, aus dem man drei machen könnte. Der Kapitän verliert sein Patent wegen eines formalen Verstoßes gegen die Quarantänevorschriften, übernimmt dann, um der Braut seines verstorbenen Freundes beistehen zu können, aus den Händen eines Dunkelmannes einen Frachtdampfer, der vom Piräus nach einem afrikanischen Hafen gehen soll und mit dem irgend etwas nicht stimmt. Der Dampfer hat eine Masse von Klavieren geladen. Aber als die Passagiere auf hoher See in Schwipslaune eines auspacken wollen, um Musik zu machen, stoßen sie nicht auf ein Klavier, sondern auf ein paar schwere Maschinengewehre. Es zeigt sich, daß der ganze Kasten voller Waffen steckt. Der Komplice des Schiebers, als Schiffsingenieur an Bord, muß das Schmuggelmanöver verloren geben, haut die Funkanlage zusammen und sprengt dem Dampfer ein Leck in die Schale. Aber dem Kapitän gelingt es gegen die Panik der Passagiere, das Schiff mittels Leckfegel und Pumpen zu halten. Rehabilitierung und Braut sind ihm am Schlusse gewiß. Der Spielleiter Gustav Ucicky haut das Schiff mit Schwung ins Bild. Er macht es vom Maschinenraum bis zur Kommandobrücke als geschlossenen Organismus sichtbar, und besonders bei dem Kampfe gegen das Leck platzt die Leinwand von Bewegung und Leben. Man vergißt den Bildrahmen, man fühlt sich zwischen Himmel und Meer. Die griechische Küste gibt den landschaftlichen Hintergrund. Die Bilder stehen in einem brennenden, hellen Licht. Sie halten, was der Titel an Atmosphäre verspricht. Spannung, Geschehnisfülle, wirklichkeitsechte Gestalten, von einigen Schauspielern glänzend verkörpert, sind mit das Verdienst des Filmdichters Gerhard Menzel.

Wer ist der Täter?

Der Erfinder der analytischen Kriminalgeschichte – erst die vollendete Tat, dann die Aufdeckung der Zusammenhänge – ist der amerikanische Dichter Edgar Allan Poe. In den Sherlock-Holmes-Romanen von Conan Doyle errang diese Form der Kriminalliteratur ihre größte Volkstümlichkeit. Ihre Methode erweist sich immer wieder als das sicherste Mittel, Spannung zu erzeugen. Auch in dem neuen Willy-Eichberg-Film „Es geht um mein Leben", der das Kriminalistische mit dem Gesellschaftsstück verknüpft. Der Detektiv ist hier das Publikum, und es ist dafür gesorgt, daß es den Täter, der den Mord beging, erst im allerletzten Augenblick entdeckt. Eichberg läßt wieder alles los, was irgend publikumswirksam ist. Aber gleichzeitig zeigt er – mit seinen Hauptdarstellern Karl Ludwig Diehl, Kitty Jantzen und Theo Lingen –, daß man auch einen solchen Reißer mit Geschmack und Kultur machen kann.

Bayerischer Volkshumor

„Donner, Blitz und Sonnenschein" heißt das Lustspiel, in dem man den bekannten Münchener Volkskomiker Karl Valentin zum ersten Male in einem abendfüllenden Spielfilm sieht. Wie in seinen selbsterfundenen Einaktern zeigt er sich auch inmitten dieses spaßigen Hin und Her zwischen einem falschen Hunderter und einem zu Händeln mit Blitz und Donner ausartenden Grundstückshandel von jenem steinernen Ernst, der allen echten Komikern eigen ist. Umso mehr lachen wir. Besonders dann, wenn er mit grüblerischer Nachdenklichkeit von sich behauptet: „Ich bin keine lächerliche Persönlichkeit! Über mich hat noch niemand gelacht!" Natürlich ist auch Liesl Karlstadt, seine angestammte Partnerin, dabei, und Hans Leibelt als sein erhitzter Gegenspieler sorgt unter der Spielleitung von Erich Engels mit Aribert Wäscher und einigen lustigen Dorftypen des weiteren für gute Laune. So daß es zuletzt doch mehr Sonnenschein als Blitz und Donner gibt.

Historie und Gegenwart im Lustspiel

„Das Hofkonzert": Nach einem erfolgreichen Biedermeierlustspiel von Paul Verhoeven und Toni Impekoven. Eine junge Sängerin kommt in eine kleine Residenz, um ihren Vater zu suchen, den sie noch nicht kennt, und findet ihn an höchster Stelle. Detlef Sierck als Regisseur gibt dem Spiel einen leisen, bedächtigen Humor, Martha Eggerth die strahlende Jugend ihrer Erscheinung und die strömende Fülle ihrer Stimme in Liedern und Koloraturen.

„Die Nacht mit dem Kaiser": Napoleon auf dem Erfurter Fürstentag und eine kleine Schauspielerin, die ihm einmal offen die Meinung sagen darf und die damit die Freilassung eines jungen Malers erreicht, der ihm schon vorher in einer Karikatur die Meinung sagte. Jenny Jugos burleskes Spiel und Erich Engels leichthändige Regie führen den Film zum Erfolg.

„Ich lebe mein Leben": Amerikanische Komödie um einen jungen Archäologen, der sich unter Millionären ebenso unglücklich fühlt wie zwischen Bürowänden, und um eine verwöhnte Millionärstochter, die sich damit nicht abfinden kann, aber schließlich doch muß. Von Joan Crawford und Brian Aherne unter der virtuosen Spielleitung von W. S. van Dyke mit aller hemdsärmeligen Robustheit und liebenswürdigen Frechheit des amerikanischen Humors gespielt.

Frank Maraun

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0189

gefördert durch Baden-Württemberg

In Ergänzung unseres Artikels im Innern des Heftes

ÖSTERREICHS heutige Wehrmacht

bringen wir hier weitere Aufnahmen von den verschiedenen Truppen-Formationen

Die Garde präsentiert das Gewehr

Infanterie geht im Schutze von Panzerwagen vor

Schwere Artillerie bei einer Parade in den Straßen Wiens

Österreichische Kavallerie

Alle Aufnahmen: Heeresfilmstelle, Wien

Gegen Zahnstein Solvolith die Zahnpasta mit natürlichem KARLSBADER SPRUDELSALZ
Normaltube 50 Pfg.
Doppeltube 80 Pfg.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0190
gefördert durch Baden-Württemberg

L 3540 14/2

VIZEADMIRAL CARLS

ist mit Wirkung vom 1. Januar 1937 zum Flottenchef ernannt worden.

ADMIRAL FOERSTER

(Bild ganz rechts) der bis zum Ende des Jahres 1936 die Dienststellung als Flottenchef innehatte, schied aus dem aktiven Wehrdienst aus. Dem scheidenden Admiral wurden bei seiner Verabschiedung in Kiel die nach alter seemännischer Sitte üblichen Ehrungen bezeigt

Pimpfe sammeln für das Winterhilfswerk. Hier spendet die Wache der Kommandantur Berlin

Das deutsche Linienschiff „Schlesien" stattete der brasilianischen Hauptstadt Rio de Janeiro einen Besuch ab. Die Matrosen wurden beim Marsch durch die Stadt von der deutschen Kolonie und den Einwohnern begeistert begrüßt

Aufnahmen: Urbahns, Kiel (2), Scherl (3)

Vormarsch der spanischen nationalen Kavallerie; voraus zwei Tanks

Hauptschriftleiter: Dr. Richard Jügler, Berlin-Steglitz. Stellvertreter des Hauptschriftleiters und für den Inhalt verantwortlich: Bernd E. H. Overhues, Berlin-Westend. Graphische Gestaltung: Dassel, Berlin-Wilmersdorf. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Hans-Joachim von Killisch-Horn, Berlin W 30. Verlag: „Die Wehrmacht" GmbH., Berlin W 8, Kronenstraße 37, Fernruf: A 6 (Merkur) 3918/19, Postscheckkonto: Berlin Nr. 382. Satzherstellung: Berliner Börsen-Zeitung, Druckerei und Verlag GmbH., Berlin W 8; Kupfertiefdruck: Otto Elsner K.-G., Berlin S 42. Erscheinungsweise: Monatlich zweimal (am ersten und dritten Freitag jeden Monats). Einzelpreis 25 Rpf. Für die Zustellung durch Boten werden 3 Rpf. Bestellgeld erhoben. Postbezugspreis: Monatlich 50 Rpf. zuzüglich 4 Rpf. Bestellgeld. Anzeigenberechnung und Rabatt nach Tarif. Z. Zt. ist Preisliste Nr. 2 gültig. Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit. Anzeigenschluß am Mittwoch der Vorwoche des Erscheinungstages. Bei Betriebsstörungen usw. können irgendwelche Ersatzansprüche nicht geltend gemacht werden. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Schriftleitung keine Gewähr. D.-A. IV. 1936: 147 332. Auflage dieser Ausgabe: 180 000. Bezieher im Ausland bitten wir, die Zeitschrift bei ihrem zuständigen Postamt zu bestellen.
Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: Die Vertriebsstelle Ludwig Zernegg, Wien 6, Theobaldgasse 19.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0191
gefördert durch Baden-Württemberg